

Zeugnisse des Anarchismus

Ausgabe Nr. 16, 03. April 2012



Wie bereits in Ausgabe 11 ([Debatten und Praxen des Anarchismus](#)) im November letzten Jahres angekündigt wurde, widmet sich Ausgabe 16 erneut dem Anarchismus. Dieses Mal wird sich den „Zeugnissen des Anarchismus“ zugewendet. Was ist darunter zu verstehen? Mit Zeugnissen meinen wir zum Beispiel (Auto)Biografien, Werkausgaben, Memoiren, Tagebücher, Textsammlungen etc. Dabei handelt es sich in der Regel um Publikationen von oder über Anarchist_innen, die einen gewissen Bekanntheitsgrad in der Bewegung inne haben bzw. zu den so genannten „Klassikern“ zählen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass diese Menschen in Theorie und Praxis Bedeutendes für die anarchistische Bewegung geleistet haben, was Grund genug dafür ist, ihrer Arbeit die zweite Anarchismus-Ausgabe auf kritisch-lesen.de zu widmen.

Den Beginn macht das voluminöseste Werk unter den besprochenen Büchern: Emma Goldmans neu aufgelegte Autobiografie [Gelebtes Leben](#) – ein fast 1000-seitiger, großformatiger Hardcover-Ziegel, den Regina Wamper gelesen und besprochen hat. Dem nur ein Jahr nach Goldman geborenen, aber bedeutend früher gestorbenen Gustav Landauer (geb. 1870; 1919 von rechten Freikorps-Soldaten in München ermordet) ist die zweite Rezension gewidmet. Gabriel Kuhn bespricht den siebten Band mit dem Titel [Skepsis und Mystik](#) aus Landauers „Ausgewählten Werken“. Beschäftigt man sich mit Gustav Landauer,

so dauert es nicht lange bis auch Erich Mühsam, sein Freund und Genosse aus der Münchener Räterepublik, mit ins Spiel kommt. Der 1934 im KZ-Oranienburg ermordete Mühsam hinterließ umfangreiche Tagebuchaufzeichnungen, wovon kürzlich die ersten Bände veröffentlicht wurden. Gabriel Kuhn [bespricht](#) jenen, der die Jahre 1910-1911 zum Inhalt hat. Mit Errico Malatesta, dem italienischen Anarchokommunisten, dem es stets zuwider war, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen, und der sich daher auch beharrlich weigerte, eine Autobiografie zu verfassen, beschäftigt sich Sebastian Kalicha. Er bespricht Malatestas [Ungeschriebene Autobiografie](#). Philippe Kellermann rezensiert die kommentierte Studienausgabe von Max Stirners [Der Einzige und sein Eigentum](#). Stirner, der gemeinhin als wichtiger Vertreter des Individualanarchismus gilt, musste nicht nur von Marx persönlich, sondern auch von vielen Anarchist_innen nicht immer solidarische Kritik einstecken. Der Rezensent findet hingegen lobende Worte für das Buch und Stirners Philosophie. Die beiden letzten Rezensionen zum Schwerpunkt widmen sich Anarchisten, die, im Gegensatz zu den bislang erwähnten, noch persönlich in die jüngere Vergangenheit einwirken konnten: dem Wobbly Sam Dolgoff und dem Anarchosyndikalisten Augustin Souchy. Eine Rezension über die ins Deutsche übersetzten Memoiren Dolgoffs und den ambivalenten Eindruck, den Sebastian Kalicha davon hatte, sind in [Die Geschichte\(n\) des Sam Dolgoff](#) zu lesen. Sebastian Friedrich hat sich mit der Textsammlung [Anarchistischer Sozialismus](#), in der Beiträge Souchys zu verschiedenen Themen aus unterschiedlichen Epochen zusammengestellt wurden, beschäftigt.

Die weiteren Rezensionen eröffnen wir diesmal mit einem Roman. Heinz-Jürgen Voß widmet sich in [So sehr, wie es nur geht](#) der einfühlsam erzählten Geschichte der ineinander verliebten Jungs „Ali und Ramazan“. Im Anschluss wirft Adi Quarti den Blick auf die Kolumnen Jaques Rancières, die jüngst in Buchform zusammengetragen wurden und eine [„Chronik der Konsensgesellschaft“](#) nachzeichnen. Historisch wird es in der letzten Rezension, in der sich Anja Gregor mit [Medikalisierung und Herrschaft](#) auf die Suche nach den Spuren der Medizin als patriarchales Herrschaftsinstrument macht.

Übrigens: kritisch-lesen.de ist jetzt seit genau einem Jahr online! Wir bedanken uns an dieser Stelle herzlich bei unseren Leser_innen, Autor_innen

und Freund_innen, die uns in diesem anstrengenden, aber sehr motivierenden ersten Jahr unterstützt haben. Wir sind begeistert von dem Anklang, den unser Projekt – nicht nur im Netz – findet. Die Reaktionen und Besucher_innenzahlen gehen weit über das hinaus, was wir erhofft haben. Auch im zweiten Jahr von kritisch-lesen.de werden wir einmal im Monat eine Ausgabe mit einem Schwerpunkt veröffentlichen und darüber hinaus Diskussionen und Buchvorstellungen veranstalten. Geplant sind außerdem ein kleines kritisch-lesen.de-Festival mit Diskussionsveranstaltungen und anschließendem Konzert sowie ein Relaunch unserer Homepage.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

„... und kein Mann konnte mich aufhalten“



Emma Goldman
Gelebtes Leben
Autobiographie

Die knapp tausend Seiten von Emma Goldmans neu übersetzter Biografie ermöglichen einen erneuten Blick auf eine bewegende Revolutionärin, eine kämpferische Frauenrechtlerin und eine überzeugte und überzeugende Anarchistin, deren Positionen sowohl zu gesellschaftspolitischen Fragen wie auch zu innerlinken Auseinandersetzungen keineswegs veraltet sind.

Rezensiert von [Regina Wamper](#)

Die Anarchistin, Frauenrechtlerin und Antimilitaristin Emma Goldman wurde 1869 im damaligen Russland, heutigen Litauen geboren und starb 1940 in Kanada. Das Datum ihrer ‚eigentlichen‘, ihrer politischen Geburt beziffert Emma selbst auf 1889, das Jahr, in dem sie in New York ankam, nach knapp 20 Jahren familiärem Despotismus. Beeinflusst vom Haymarket-Aufstand schließt sich Emma den Anarchist_innen an, wird eine ihrer aktivsten Rednerinnen und eine zentrale Figur der anarchistischen Bewegung in den USA und in Europa im 20. Jahrhundert – eine unermüdliche Kämpferin gegen Kapitalismus und politische Repression, gegen Staatlichkeit und Patriarchat.

Nach zahllosen Kämpfen, mehreren Gefängnisaufenthalten und etlichen Liebschaften wird Emma 1919 zusammen mit ca. 250 anderen Revolutionär_innen nach Russland deportiert. Dort wird sie – gemeinsam mit Alexander Berkman – Zeugin der bolschewistischen Politik. Mit der Erfahrung der blutigen Niederschlagung des Kronstädter Aufstands, unter Beobachtung der Tscheka und in dem Wissen um Folterungen und Erschießungen von

Anarchist_innen in bolschewistischen Gefängnissen verlassen Emma und Alexander Russland. Es folgen Aufenthalte in mehreren europäischen Ländern: in Schweden, Deutschland und England, bevor Emma nach Südfrankreich geht, um dort ihre Autobiografie zu schreiben. „Gelebtes Leben“ wird 1931 erstveröffentlicht. Emma Goldman nimmt anschließend ihr Vortragstätigkeiten wieder auf, reist nach Nordamerika, durch Europa, sie geht 1936 nach Spanien, übersiedelt 1939 nach Kanada und stirbt dort 1940 im Alter von 70 Jahren.

Sozialanarchistin und Verfechterin alltäglicher Befreiung

Durch Emma Goldmans Biografie zieht sich die Verbindung von alltäglichem Leben und politischem Kampf. Auch entgegen den Standpunkten etlicher ihrer Genoss_innen beharrt sie auf der Übersetzung ihrer politischen Ideale in den Alltag. Und zu diesem Leben, dem Versuch des befreiten Lebens, gehört für Emma unweigerlich das ‚Schöne‘: Musik, Tanz, Literatur und die Befreiung der Einzelnen von bürgerlichen Konventionen. Anarchismus umfasse schließlich alle Lebensbereiche. So kommt es nicht selten zu Vorwürfen übereifriger Genoss_innen. Auf einer Veranstaltung – Emma tanzte ausgelassen – unterbreitet ein Genosse ihr seine Kritik: Emmas Tanzen schade der Bewegung. Diese „schamlose Einmischung des Jungen“ machte sie wütend:

„Ich konnte nicht glauben, dass eine Sache, die für ein schönes Ideal stand, für Anarchie, für Zufriedenheit und Freiheit von Konventionen und Vorurteilen, die Verleugnung des Lebens und der Freude fordern könnte. Die Sache durfte nicht erwarten, dass ich zur Nonne und die ganze Bewegung zu einem Kloster würden. Wenn sie es dennoch tat, wollte ich nichts damit zu tun haben. Ich möchte Freiheit, mich selbst verwirklichen können, jeder soll das Recht haben, Schönes und Sinnvolles zu tun. ‚Das bedeutet Anarchismus für mich‘, sagte ich zu ihm. Und auch wenn die ganze Welt gegen mich wäre, trotz Gefängnis, Verfolgung und allem. Ja sogar, wenn meine eigenen engsten Genossen mich verdammt, wollte ich für dieses schöne Ideal leben.“ (S. 63)

Und das tat sie, hingebungsvoller und konsequenter als so mancher ihrer asketischen Genoss_innen.

In den USA entwickelt sich die junge Emma Goldman zur Agitatorin, sie hält unzählige Reden zum Anarchismus, zur Acht-Stunden-Tag-Kampagne, unterstützt Arbeitslosenkämpfe und Streikende, kämpft für Meinungsfreiheit und gegen politische Repression. Sie gründet 1906 die anarchistische Zeitschrift „Mother Earth“, die bis 1917 monatlich erscheint. „Mother Earth“ wird kein Organ einer speziellen anarchistischen Richtung. Statt die Grabenkämpfe der anarchistischen Bewegung zu befeuern, stellt Emma oft das Gemeinsame in den Mittelpunkt, auch wenn sie Kritik an Methoden oder Ansichten von Genoss_innen hat. Beispielhaft ist ihr Auftritt beim internationalen anarchistischen Kongress 1907 in den Niederlanden. Dort wird das Problem der Organisation diskutiert. Individualistische Vorstellungen stehen anarchokommunistischen gegenüber. Emma beschreibt den Versuch, die Perspektiven zu vereinen, wie folgt:

„Max [Baginski] und ich jedoch fanden beides wichtig. Wir meinten, dass Anarchismus nicht eine Wahl zwischen Kropotkin und Ibsen bedeute, sondern beides beinhalte. Während Kropotkin die sozialen Bedingungen einer Revolution sorgfältig analysierte, ging es Ibsen um den psychologischen Kampf der menschlichen Seele, der in der Revolution gipfelte, um die Revolte des Individuums. Wir waren uns darin einig, dass unseren Ideen nichts hätte mehr schaden können, als den Einfluss des Inneren auf das Äußere sowie den der persönlichen Beweggründe und Bedürfnisse auf die bestehenden Institutionen zu vernachlässigen. Wir behaupteten, dass einige Gruppen die falsche Auffassung verträten, eine Organisation würde individuelle Freiheit nicht stärken, sondern im Gegenteil den Untergang des Individuellen bedeuten. Doch in Wirklichkeit hat die Organisation die Funktion Entwicklung und Wachstum der Persönlichkeit zu fördern. (...) Kurz: Anarchismus hat eine soziale Organisation zum Ziel, in der es allen gut geht.“ (S. 373)

Frauenrechte

Emma Goldman wird wie alle Anarchist_innen ihrer Zeit mit politischer Repression überzogen, mit Auftrittsverboten belegt, mit willkürlichen Verhaftungen konfrontiert. Spricht sie zu feministischen Themen, verdoppelte sich die Repression. Veranstaltungen zur Geburtenkontrolle, Empfängnisverhütung, zu Homosexualität, zur Prostitution und zur freien

Liebe wurden von der Polizei gestürmt, Schriften zu denselben Themen konfisziert und zensiert. Der liberalen Frauenbewegung schließt sie sich nicht an, Wahlrecht und Integration von Frauen ins Berufsleben ohne Befreiung des persönlichen Lebens, ohne Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, das ist nicht die Art der Befreiung, die sie sich als Anarchistin vorstellt. Auch unter ihren nahen Genossen steht sie mit ihren Vorstellungen zu Liebe und Sexualität meist alleine da. Die Zensur geht auch von Anarchist_innen aus. „Der Anarchismus wäre schon genug Missverständnissen ausgesetzt und die Anarchisten würden für lasterhaft gehalten, es wäre nicht ratsam, die Missverständnisse noch zu vermehren, indem man sexuelle Perversion aufgriff“, so kommentieren einige Genossen ihre Vorträge zu Homosexualität (S. 510). Emma wurde durch diese doppelte Zensur nur noch entschlossener, denn Anarchismus war für sie „nicht bloß eine Theorie für eine ferne Zukunft, er war ein lebendiger Versuch, uns von inneren wie äußeren Verboten und den zerstörerischen Schranken zu befreien, die die Menschen voneinander trennen“ (S. 510f). Knapp 100 Jahre später hätten die Genoss_innen von *CrimethInc.* das nicht besser formulieren können.

Auch das Eintreten für Frauenrechte, so schallt es aus vielen Ecken der anarchistischen Bewegung (und die Sozialist_innen waren da keineswegs progressiver), sei im besten Falle Zeitverschwendung, im schlechtesten ein Schaden für die revolutionäre Sache. Da war es nicht gerade beruhigend für die Genoss_innen, dass Emma Goldman auch diese Fragen nicht nur theoretische erörterte. In ihrer Autobiografie werden die Feste nur angedeutet, die sie mit diesbezüglich Gleichgesinnten feierte und die „lustig genug verliefen, um die Missbilligung sittenstrenger Zeitgenossen zu finden“ (S. 213). So etwa Peter Kropotkin, der Emma Goldman gegenüber den Standpunkt vertrat, dass Debatten um Sexualität nicht so viel Raum in anarchistischen Zeitungen einnehmen sollten und Frauen den Männern nicht wegen des Geschlechts benachteiligt wären, sondern aufgrund des Verstands. Während einer hitzigen und aufgebrachten Diskussion um Geschlechterfragen versucht die ebenfalls anwesende Sophia Kropotkin, „die still an einem Kleid für ihre Tochter nähte“ (S. 235), die „Unterhaltung in weniger lautstarke Bahnen zu lenken“ (ebd.). Ohne Erfolg. Und Emma Goldmans Genosse, Lehrer und Freund Peter Kropotkin ist nicht der einzige, mit dem sie es aufnimmt.

Die Freiheit der Rede im Land der Freiheit

Spätestens seit der Verabschiedung des „Criminal Anarchy Law“ von 1902, das im Land der Freiheit jede anarchistische Publikation und Veranstaltung verbietet, wird der Kampf um die Redefreiheit eines der Hauptbetätigungsfelder von Emma Goldman. Im Gegensatz zu den liberalen Verteidiger_innen dieses Rechts beschränkt sie sich jedoch nicht auf die Forderung nach den „Segnungen der Demokratie“, denn: „Was nützten Rechte, wenn die ökonomischen Bedingungen unverändert blieben?“ (S. 542) Und sie fordert die Freiheit der Rede ebenso für ihre politischen Gegner_innen ein – im Gegensatz zu etlichen ihrer sozialistischen Zeitgenoss_innen, die erst dann anfangen zu protestieren, als auch ihre Freiheiten beschnitten wurden. Emma Goldman ist bereits seit Anfang des Jahrhunderts von polizeilichen Auflösungen ihrer Veranstaltungen betroffen – manche dieser staatlichen Interventionen hatten zumindest humoristischen Wert:

„Gerade als ich anfing zu reden, kam das Anarchisten-Dezernat und verteilte sich im Saal. In dem Moment, als ich den Namen ‚Henrik Ibsen‘ aussprach, sprang der verantwortliche Sergeant auf das Podium und brüllte: ‚Sie bleiben nicht bei ihrem Thema. Wenn sie das nocheinmal tun, werden wir die Veranstaltung abbrechen.‘ (...) Etwas ungeduldig sagte ich: ‚Ich bleibe bei meinem Thema. Ibsen ist mein Thema.‘ ‚Das ist nicht wahr!‘ schrie er laut. ‚Ihr Thema ist das Drama, und sie sprechen über Ibsen!‘ Die Belustigung der Zuhörer machte meinen gelehrten Störenfried noch lächerlicher. Bevor ich weiterreden konnte, befahl er seinen Männern, den Saal zu räumen, was sie auch taten, indem sie den Leuten die Stühle wegzogen und großzügig ihre Schlagstöcke einsetzten.“ (S. 417)

Leider war nicht jede Stürmung von Emma Goldmans Veranstaltungen so amüsant.

Militarismus und Patriotismus

Erfrischend eindeutig (und aktuell) ist Emma Goldmans Einstellung zum Krieg. Als die Vereinigten Staaten Spanien 1898 den Krieg erklären, vorgeblich um die Opfer spanischer Verbrechen auf Kuba zu verteidigen, lehnt die Anarchistin diesen Krieg ab, trotz „tiefer Sympathie für die kubanischen und

philippinischen Rebellen, die für die Befreiung vom spanischen Joch kämpften“ (S. 214). Sie hat schlicht „kein Vertrauen in die patriotischen Proteste Amerikas als unparteiische, noble Agentur zur Unterstützung der Kubaner“ (ebd.). Das Interesse, so durchschaut es Emma Goldman, betreffe wohl eher den Zucker als die vorgeblich humanitären Werte, denn „[n]iemand, der Zuhause, sei es persönlich oder in der Regierung, Sklaverei und Ausbeutung befürworte“, könne die „Integrität oder den Wunsch haben (...), Völker anderer Länder zu befreien“ (ebd.). An dieser Haltung ändert sich auch mit dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg nichts. Emma Goldman gründet mit Alexander Bergman die *Liga gegen die Wehrpflicht* und hält unter widrigen Umständen Reden gegen Krieg und Patriotismus. Beide werden 1917 erneut verhaftet, dieses Mal wegen „Verschwörung zur Verhinderung der Einberufung zur Armee“ – ein Coup des „Espionage Act“, unter welchem etliche Kriegsgegner_innen für bis zu 20 Jahre in US-amerikanischen Knästen verschwinden. Der Gerichtsprozess – von Emma als „Kampf zwischen Idealen und organisierter Dummheit“ (S. 566) beschrieben, wird für die beiden Anarchist_innen zum politischen Podium gegen den Militarismus. Emma stellt die Absurdität einer Regierung heraus, die „anderen Ländern die Demokratie bringen will, indem sie die letzten Reste davon zu Hause unterdrückt“ (S. 568). Der angeklagte Zusammenhang von Militarisierung des Inneren und Krieg nach Außen ist für sie nicht zu übersehen:

„Amerika, erst seit sieben Monaten am Krieg beteiligt, übertraf an Brutalität jedes europäische Land mit dreijähriger Erfahrung im Geschäft des Gemetzels. Pazifisten und Kriegsdienstverweigerer aller sozialen Schichten füllten die Gefängnisse und Zuchthäuser. Das neue Spionagegesetz verwandelte das Land in ein Irrenhaus. Sämtliche Staats- und Bundesbehörden sowie große Teile der Zivilbevölkerung liefen Amok und verbreiteten Schrecken und Zerstörung. (...) In Bisbee, Arizona, wurden zwölfhundert Mitglieder der IWW misshandelt und über die Grenze abgeschoben. In Tulsa, Oklahoma, wurden siebzehn ihrer Genossen geteert, gefedert und halbtot in der Steppe zurückgelassen. (...) Über das ganze Land verbreitete sich der Wahnsinn des Patriotismus.“ (S. 584)

Emma Goldman und Alexander Berkman werden zu je zwei Jahren Haft verurteilt, sie seien eine Gefahr für die „freiheitlich-demokratische Grundordnung“ (S. 567). Nach ihrer Haft werden sie ausgewiesen ins

bolschewistische Russland, dem Emma Goldman so hoffnungsvoll entgegensah, dessen ‚Schwächen‘ sie so oft gegen die drohende Konterrevolution verteidigte.

Alle Macht den Sowjets – Keine Macht der Partei

In Russland angekommen, werden Emma und Alexander konfrontiert mit den Aktionen der Tscheka, mit der Niederschlagung von Streiks, mit der Unterdrückung von Gedanken und Rede, mit politischer Repression gegen ‚linke Abweichler‘ – all das im Namen der Abwehr der drohenden Konterrevolution. „[J]eder Kommunist, dem ich begegnete, schien an konterrevolutionärer Fixierung zu leiden“, so meint es Emma Goldman spöttisch (S. 672). Aber auch sie selbst und Alexander Berkman wagen es aufgrund der weltpolitischen Situation nicht, offen Stellung gegen die Verbrechen der Tscheka zu beziehen, allzu leicht könnte ein solches Statement von der kapitalistischen Presse vereinnahmt werden. Diesem Vorsatz bleiben beide zunächst treu, trotz dem „Verrat der Bolschewiken an der Revolution“ (S. 669), trotz der Schwächung der Sowjets, trotz Massenhinrichtungen, der „schlimmste[n] konterrevolutionäre[n] Attacke, die im Namen der Revolution begangen worden ist“ (S. 675) – bis 1921 der Aufstand von Kronstadt durch die Bolschewiki niedergeschlagen wird.

Zwei Tage vor dem beginnenden Bombardement schicken Perkus Petrowski, Alexander Berkman und Emma Goldman ein vorausschauendes Protestschreiben an den Vorsitzenden des Petrograder Sowjets Grigori Jewsejewitsch Sinowjew – ein letzter Versuch, das Blutvergießen abzuwenden. Ein militärischer Schritt gegen Kronstadt würde der revolutionären Bewegung weltweit unermesslichen Schaden zufügen. Nun müsse es um Verhandlungen unter Genoss_innen gehen. Leo Trotzki stellte am gleichen Tag den Kronstädter Matrosen ein Ultimatum und lässt das Artilleriebombardement auf Kronstadt am 7. März 1921– unterstützt von Strategen des Romanow-Regimes – beginnen. Am 18. März ist der Aufstand der Matrosen, die mit der Forderung „Alle Macht den Sowjets – Keine Macht der Partei“ angetreten waren, endgültig zerschlagen – ebenso wie Emma Goldmans Glaube an die bolschewistische Revolution. Die Hoffnung auf eine Revolution, die

individuelle Freiheit, soziale und ökonomische Gerechtigkeit jenseits von institutionalisierter Regierung und Parteikader vereint, begleitete Emma Goldman hingegen bis zu ihrem Tod.

Meine Lektüre der Biografie war begleitet von der – davon unabhängigen – Rezeption inneranarchistischer Diskussionen um verschiedene Richtungen des Anarchismus: Sozialanarchist_innen meinen es mit dem Anarchismus nicht ernst, weil sie ihn nicht in das alltägliche Leben einbeziehen, Individualanarchist_innen meinen es mit dem Anarchismus nicht ernst, weil sie sich nicht auf den Kampf gegen gesellschaftliche und ökonomische Institutionen einlassen, der ‚klassische Anarchismus‘ habe Herrschaftsstrukturen außerhalb der Fabrik und der Institutionen übersehen und der zeitgenössische Anarchismus sei nicht mehr als subkultureller Kult.

Emma Goldmans Autobiografie zählt zu den besten Gegenargumenten zu solchen Vereinfachungen. Sie war Sozialanarchistin und legte gleichsam großen Wert auf die Umsetzung ihrer Ideale im täglichen Leben, sie reduzierte Unterdrückung nicht auf ökonomische Fragen, sondern wandte sich gegen Rassismus und Patriarchat und erkannte die „Mikrophysiken der Macht“ in Gefängnisystem, Ehe und Familie. Schließlich warb sie inständig dafür, mit inhaltlichen Differenzen innerhalb der anarchistischen Bewegung solidarisch umzugehen und Marxist_innen mehr als Verbündete denn als Konkurrent_innen anzusehen – trotz Kronstadt.

Die bereits 1978 beim Karin Kramer Verlag in deutscher Sprache erschienene und nun neu übersetzt vorliegende Biografie „Gelebtes Leben“ sei all denen empfohlen, die interessiert an anarchistischer Geschichte sind, an anarchafeministischen Perspektiven und an der Geschichte und dem Leben einer beeindruckenden Anarchistin. Die Neuerscheinung beinhaltet neben der Autobiografie ein Vorwort von Ilija Trojanow, eine Zeitleiste, gut ausgewählte Fotografien und ein Personenregister. Einziger Kritikpunkt dieser Ausgabe bleibt die nicht geschlechtergerechte Schreibweise. Eine Übersetzung aus dem Amerikanischen hätte anderes zugelassen. Und einem Buch, dem eine Sichtbarmachung weiblicher Perspektive in anarchistischen Kämpfen gelingt (was selten genug ist), hätte eine diesbezügliche sprachliche Sensibilität gut gestanden. Emma Goldman war nicht »einer der gefährlichsten Anarchisten«, sie war Anarchistin und sie war (und ist) nicht die einzige Frau in dieser männlich gezeichneten Bewegung.

Emma Goldman 2010:
Gelebtes Leben. Autobiographie.
Edition Nautilus, Hamburg.
ISBN: 978-3-89401-731-6.
928 Seiten. 34,90 Euro.

Zitathinweis: Regina Wamper: „... und kein Mann konnte mich aufhalten“.
Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/5qsQC>.

„Aktivistische Mystik“



Gustav Landauer
Skepsis und Mystik.

Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik

Der Verlag Edition AV und der Herausgeber Siegbert Wolf präsentieren mit „Skepsis und Mystik“ den siebten Band der „Ausgewählten Schriften“ Gustav Landauers. Ein Klassiker der anarchistischen Literatur.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

Die Herausgabe einer umfassenden Sammlung der Texte Gustav Landauers ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder an verlagstechnischen Gründen gescheitert. Umso höher ist es der Edition AV anzurechnen, dieser Aufgabe nun nachzukommen. Und das tut er auch noch zügig. Die 2008 angekündigte achtbändige Ausgabe der „Ausgewählten Schriften“ Landauers ist bald komplett. Sechs Bände sind bereits erschienen. Dass als Herausgeber der Reihe Siegbert Wolf fungiert, ist besonderes Glück. Wolf beschäftigt sich seit dreißig Jahren mit Landauer und ist unter anderem Autor des Junius-Bandes „Landauer zur Einführung“ (1988) und Herausgeber der im Trotzdem-Verlag erschienenen „Gustav Landauer-Bibliographie“ (1992). Zudem ist der Frankfurter Historiker ein Experte in Gebieten, deren Studium für ein tiefgehendes Verständnis Landauers unabdingbar ist: die Geschichte des Anarchismus, der Mystik und des Judentums.

Fritz Mauthner und die Sprachkritik

Nun liegt als Band 7 der „Ausgewählten Schriften“ mit „Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik“ das 1903 erschienene philosophische Hauptwerk Landauers vor. „Skepsis und Mystik“ ist kein leicht zugänglicher Text. Neigt Landauer ohnehin zu unkonventioneller Wortwahl

und langen, gewundenen Sätzen, so erschweren in diesem Fall ausgedehnte philosophische Reflexionen die Lektüre. Doch gerade philosophisch interessierte Leser_innen werden für ihre Mühen belohnt.

Im Zentrum des Textes steht – wie es der Untertitel vermuten lässt – Landauers Rezeption der Sprachkritik des österreichisch-tschechischen Philosophen Fritz Mauthners bzw. eine Auseinandersetzung mit Mauthners sprachphilosophischem Hauptwerk, „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“, erschienen in den drei Bänden 1901/1902. Die drei Kapitel von „Skepsis und Mystik“ sind jeweils einem dieser Bände gewidmet.

Mauthner und Landauer lernten sich 1889 kennen, als Landauer an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität studierte. Der Kontakt sollte nie abreißen. Landauer lektorierte sogar Teile der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“, was Mauthner in seiner Einleitung mit den folgenden Worten bedachte: „Die Herausgabe hätte ich (...) gar nicht bewältigen können ohne die Freundschaft Gustav Landauers, der mich unermüdlich bei der Ordnung und Sichtung des Manuskripts unterstützte.“

Auch wenn die Vertrautheit mit dem Werk Mauthners für das Verständnis von „Skepsis und Mystik“ zweifelsohne einen Vorteil darstellt, ist sie nicht unbedingte Voraussetzung. Landauers Text ist mehr als reine Mauthner-Exegese. Mauthners Denken dient eher als Ausgangspunkt für eine originelle Theorieentwicklung. Manchmal werden dabei Gedanken formuliert, die Aspekte der Linguistik eines Ferdinand de Saussure oder der Sprachphilosophie eines Ludwig Wittgensteins vorwegnehmen:

„Die Sprache ist überhaupt kein Gebilde, sondern Vorgänge und Tätigkeiten in Verbindung mit anderen Vorgängen und Tätigkeiten; so wenig ein Forscher, der die Geschichte der menschlichen Verdauung und ihre[r] immanenten Gesetze schreiben wollte, davon Abstand nehmen dürfte, von der Rindviehzucht zu erzählen, ebenso wenig dürfen die Sprachforscher die Einflüsse der politischen und gesellschaftlichen Geschichte außer acht lassen. Und da es sich um geistige Vorgänge zwischen den Menschen handelt, ist vor allem zu untersuchen, welche Interessen – im weitesten Sinne des Wortes – die Menschen zur Sprache und zur Umwandlung der Sprachen gebracht haben. Der Versuch, den Mechanismus der Sprachbewegung und Veränderung durch Hin- und Herwenden der kümmerlichen Fragmente, die wir haben, zu begreifen, ist als gescheitert zu betrachten; an die Stelle mechanisch wirksamer Gesetze können nur Phantasien und Hypothesen auf Grund sorgfältiger, psychologischer Beobachtungen treten.“ (S. 76f)

An den Stellen, wo ein genauerer Einblick in das Werk Mauthners besonders hilfreich ist, macht sich Siegbert Wolfs sorgfältige editorische Arbeit bezahlt. „Skepsis und Mystik“ wird von rund 230 Anmerkungen begleitet, die Informationen zu Personen, Ideen und Publikationen genauso inkludieren wie Querverweise zu anderen Texten Landauers und den übrigen Bänden der „Ausgewählten Schriften“. Es fehlen auch nicht die Änderungen, die Landauer nach der Erstveröffentlichung von „Skepsis und Mystik“ notiert hatte und die von Martin Buber in die Neuauflage von 1923, vier Jahre nach Landauers Tod, mitaufgenommen wurden.

Zudem enthält Band 7 der „Ausgewählten Schriften“ eine ausführliche Einleitung und einen reichen Anhang, der alle Aufsätze und Artikel Landauers beinhaltet, die in überarbeiteter Form in „Skepsis und Mystik“ einfließen. All dies legitimiert die aktuelle Auflage nicht nur, sondern macht sie zu einer wesentlichen Bereicherung für zukünftige Landauerstudien.

Philosophie und Mystik

Landauer erörtert in „Skepsis und Mystik“ eine Reihe prominenter Denker der Philosophiegeschichte, vor allem Spinoza, Berkeley, Locke, Kant, Schelling, Schopenhauer und Nietzsche. Interessanterweise fehlt David Hume, dessen

empirischer Skeptizismus den Ansätzen Landauers oft sehr nahe steht. Dieser Verbindung nachzuspüren, wäre ein anregendes Forschungsprojekt.

Landauers Sympathien für einen mystischen Pantheismus als Antwort auf die Unmöglichkeit erkenntnistheoretischer Wahrheiten sind deutlich. Eine der entscheidenden Stellen von „Skepsis und Mystik“ ist jene, wo Landauer die Konsequenzen eines Meister Eckhart denen eines Spinoza gegenüberstellt. Spinoza, so Landauer, hätte den Pantheismus verstanden, doch versuchte er, ihn systematisch zu erklären. Eckhart hingegen habe begriffen, dass es an diesem Punkt nichts mehr zu erklären gäbe und sich ganz auf die mystische Erfahrung eingelassen, auf das Eins-Sein mit Gott. Diese Erfahrung ist für Landauer – wie für viele andere Mystiker_innen – am intensivsten im Erleben der Natur, der Kunst und der Liebe gegeben.

Zur Untermauerung seiner Ideen bezieht sich Landauer auf eine historische „Linie“, die zahlreiche berühmte Mystiker_innen des Abendlandes vereint, unter ihnen Dionysius Areopagita, Scottus Eriugena, Jakob Böhme, Angelus Silesius, aber auch Landauers Zeitgenossen Alfred Mombert. Meister Eckhart wird als der Linie „höchster Gipfel“ bezeichnet (S. 84).

Wichtig festzuhalten ist, dass es sich bei Landauers Mystik nicht um Hokusfokus und Esoterik handelt. Wie Siegbert Wolf in seiner Einleitung zum vorliegenden Band treffend klarstellt, ist Landauers Mystik „weder Askese, Magie und Okkultismus noch ersatzreligiöse Weltabgewandtheit“ (S. 15). Selbst der oft mit Landauer in Verbindung gebrachte Begriff des „romantischen Sozialismus“ scheint wenig angebracht. Das Besondere an Landauers Mystizismus ist die unmittelbare Anknüpfung an eine politische Praxis. Siegbert Wolf spricht in diesem Zusammenhang von einer „aktivistischen Mystik“ (S. 18). Diese bezeichnet auch den großen Unterschied zwischen Landauer und Mauthner, der sich für revolutionäre Ideen nie begeistern konnte. In Landauers Empfinden folgt aus dem mystischen Einheitsgefühl mit allen Menschen und Generationen zwangsläufig ein Verlangen nach dem Sozialismus als der einzigen diesem Gefühl angemessenen politischen Ausdrucksform. Es gibt kaum einen Denker in der sozialistischen Geschichte, der dies in ähnlicher Stärke betont. Landauer wird dadurch ein besonderer Stellenwert zuteil, auch international.

Landauers politische Überzeugungen mögen in „Skepsis und Mystik“ nicht im Vordergrund stehen, doch sind sie ständig gegenwärtig, speziell im ersten Teil. Dieser baut auf dem Vortrag „Durch Absonderung zur Gemeinschaft“ auf, den Landauer im Juni 1900 hielt, als er der Neuen Gemeinschaft angehörte. Die Neue Gemeinschaft war eine von den Brüdern Julius und Heinrich Hart ins Leben gerufene Gruppe, die am Schlachtensee im Südwesten Berlins ein spirituelles Kommunenprojekt verfolgte. Landauer war nach anfänglicher Begeisterung von dem Projekt bald enttäuscht. Weltflucht und bürgerliche Selbstzentriertheit schienen jedes sozialistische Potential zu untergraben. In „Skepsis und Mystik“ kommt es zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den Brüdern Hart, was auch zu einem besseren Verständnis von Landauers Abschied aus der Neuen Gemeinschaft beiträgt. Interessanterweise machte Landauer in der Neuen Gemeinschaft die Bekanntschaft zweier Männer, die in seinem Leben ausgesprochen wichtige Rollen spielen sollten: Erich Mühsam, neben Landauer der bekannteste in Deutschland wirkende Anarchist, und Martin Buber, jüdischer Mystiker österreichischer Herkunft, der nicht nur zu einem intellektuellen Mentor Landauers wurde, sondern auch zu einem seiner wichtigsten Verleger.

Gustav Landauer heute

Die Edition-AV-Ausgabe der „Ausgewählten Schriften“ Landauers geht mit einer allgemeinen Landauer-Renaissance einher. In den letzten Jahren sind umfangreiche Textsammlungen Landauers im Englischen, Französischen und Italienischen erschienen. Landauer gewidmete Artikel werden in verschiedensten Foren veröffentlicht: von der über hundert Jahre alten jiddischen Zeitschrift *Forverts* bis zur Website *jesusradicals.com*. Auch die spanischen Landauer-Übersetzungen Diego Abad de Santilláns treiben neue Blüten. So wird der chilenische Philosoph Diego Mellado G. im August 2012 anlässlich des 140. Gründungstages der Antiautoritären Internationalen in St. Imier einen Landauer-Vortrag in den Schweizer Bergen halten.

Das neu erweckte Interesse an Landauer hat mehrere Gründe:

- „Postanarchist_innen“ haben Landauers Staatsverständnis als Vorläufer poststrukturalistischer Machtanalysen entdeckt („Staat ist ein Verhältnis, ist eine Beziehung zwischen den Menschen, ist eine Art, wie Menschen sich

zueinander verhalten...“, hatte Landauer 1910 in dem Aufsatz „Schwache Staatsmänner, schwächeres Volk“ formuliert);

- soziale Bewegungen, denen ein frontaler Angriff auf den Staat immer aussichtsloser erscheint, sind von Landauers Revolutionsentwurf angetan, der sein Hauptaugenmerk auf den alltäglichen Aufbau einer Gegengesellschaft richtet;

- Umwelt- und Klimaaktivist_innen finden Inspiration in Landauers Vorstellungen eines in ländlichen Siedlungen und überschaubaren Produktionsverhältnissen verankerten Sozialismus;

- mystisch/spirituell/religiös orientierten Sozialist_innen wird die Bedeutung Landauers für eine theoretische Fundierung ihrer Haltungen zunehmend klarer.

Es ist in diesem Sinne höchsterfreulich, dass wir einer bald vollständigen Reihe der „Ausgewählten Schriften“ entgensehen – 2013 soll der achte und letzte Band, „Roman, Novellen, Erzählungen“, erscheinen. Welch ein Gewinn!

Gustav Landauer 2011:

Skepsis und Mystik.. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik.

Edition AV, Lich/Hessen.

ISBN: 978-3-86841-059-4.

247 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: „Aktivistische Mystik“. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/9G6XD>.

Oktoberfest und Anarchie



Erich Mühsam

Tagebücher

Band 1. 1910-1911

Beinahe achtzig Jahre nach Erich Mühsams Tod sollen nun seine Tagebücher in fünfzehn Bänden erscheinen. Der Verbrecher Verlag und die Herausgeber Chris Hirte und Conrad Piens setzen dabei auf ein Konzept, das die Publikationswelt revolutionieren könnte.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

Erich Mühsam ist einer der bedeutendsten Anarchisten Deutschlands. Geboren 1878 in Berlin und aufgewachsen in Lübeck, verband er den Lebensstil eines Bohemiens mit anarchokommunistischen Überzeugungen. Nachdem er bereits fünfeinhalb Jahre aufgrund seiner Rolle in der Bayerischen Räterepublik in Festungshaft verbracht hatte, wurde er in der Nacht des Reichstagsbrandes 1933 von der SA verhaftet. Mühsam, der sich der Gefahr bewusst war, welche die Machtübernahme der Nazis für ihn bedeutete, wollte am nächsten Morgen nach Prag fliehen – das Zugticket befand sich bereits in seiner Jackentasche.

Erich Mühsam wurde am 10. Juli 1934 im Konzentrationslager Oranienburg erhängt aufgefunden. Als offizielle Todesursache wurde Selbstmord angegeben. Diese Version wurde jedoch von allen Mitgefangenen bestritten. Ihnen zufolge war Mühsam von der SS-Wachmannschaft aufgeknüpft worden. Der russisch-amerikanische Anarchist Alexander Berkman kommentierte seinen Tod so: „Erich Mühsam, der Idealist, Revolutionär und Jude repräsentierte alles, was Hitler und seine Anhänger hassen.“

Erich Mühsams Tagebücher

Vom 22. August 1910, dem Beginn eines Sanatoriumaufenthalts in Châteaux d'Oex in der Schweiz, bis zum 20. Dezember 1924, dem Tag seiner Entlassung aus der Bayerischen Festungshaft, führte Mühsam ein Tagebuch. 42 Hefte waren es zum Schluss. Diese erlebten eine aufregende Geschichte. Zunächst wurden sie nach Mühsams Tod, gemeinsam mit dem Rest seines Nachlasses, von dem tschechischen Presseattaché Camill Hofmann nach Prag geschmuggelt. Dort wurden sie von Zenzl Mühsam, Erichs in die Tschechoslowakei geflüchteten Frau, in Empfang genommen. 1935 reiste Zenzl mit dem Nachlass nach Moskau, in der Hoffnung, dass die russischen Behörden eine Werkausgabe Erichs zusammenstellen und in mehrere Sprachen übersetzen würden. Stattdessen wurden die Papiere archiviert und Zenzl nach wenigen Monaten verhaftet. Die nächsten zwanzig Jahre verbrachte sie zum größten Teil im Gefängnis oder in der Verbannung. Erst 1955 durfte sie in die DDR ausreisen unter dem Versprechen, sich nicht zu ihrer Zeit in der Sowjetunion zu äußern. Mühsams Nachlass blieb im Moskauer Gorki-Institut, doch wurden Mikrofilme an die Akademie der Künste in Ostberlin geschickt. Diese beinhalteten auch die Tagebücher, wobei die Bände 2-4 und 18-21 in der Sowjetunion abhanden kamen und bis heute verschollen bleiben.

Zenzl Mühsam starb 1962. Erst in den 1980er Jahren kam es in der DDR zu Plänen, Erichs Tagebücher editorisch aufzuarbeiten und herauszugeben. Bereits damals war Chris Hirte, Lektor im Verlag Volk und Welt, in diese Pläne involviert. Ein Beleg dafür, dass sich die jetzige Ausgabe der Tagebücher auf langjährige Arbeit und Erfahrung stützt. Zwar gelang es Hirte, einige Werke Mühsams in der DDR neu aufzulegen und 1985 mit „Erich Mühsam: Ihr seht mich nicht feige!“ eine der bis heute wichtigsten Mühsam-Biographien zu veröffentlichen, doch aus den Tagebuchplänen wurde nichts. Erst nach der Wiedervereinigung erklärte sich der Deutsche Taschenbuchverlag (dtv) bereit, eine kleine Auswahl ins Programm aufzunehmen. Der von Hirte betreute und 1994 erschienene Band „Tagebücher: 1910-1924“ beinhaltet rund 5% des Gesamtumfangs.

Nun hat Chris Hirte mit dem Berliner Verbrecher Verlag ein Verlagshaus gefunden, das willig ist, das Wagnis einer Gesamtausgabe einzugehen. Als Mitherausgeber konnte der Informatiker und Antiquar Conrad Piens

gewonnen werden. Es wurde ein innovatives Konzept entwickelt, das eine Pionierarbeit in der Kombination von Print- und Onlinepublikation darstellt. Zum einen bekommen die Leser_innen ein schickes gebundenes und mit Leseband ausgestattetes Buch mit den transkribierten Tagebucheintragungen; hier stören keine eckigen Klammern, Auslassungszeichen oder Fußnoten, und man kann ungehindert in die Tagebuchwelt Erich Mühsams eintauchen. Zum anderen gibt es auf der Website www.muehsam-tagebuch.de eine begleitende Onlineausgabe, die an Forschungsmöglichkeiten nichts zu wünschen übrig lässt: so finden sich ein ständig aktualisiertes Register, Links zu informativen Webseiten, und, besonders beeindruckend, Scans der Originaltagebücher, sodass Mühsams Handschrift bestaunt und mit der Transkribierung verglichen werden kann. Die Edition bietet damit das Beste beider Publikationswelten und kann bereits jetzt als wegweisend gelten. Abgeschlossen soll das Projekt im Herbst 2018 mit Band 15 werden. Bis dahin ist in jedem Frühjahr und Herbst ein neuer Band geplant. Viel Glück! Band 2 ist soeben erschienen...

Familie, Geld, Liebe, Politik

Die historische Bedeutung von Mühsams Tagebüchern liegt auf der Hand. Sie erlauben einen intimen Einblick in das Leben einer der interessantesten und produktivsten Persönlichkeiten am Rande der deutschen Gesellschaft von 1910 bis 1924 – eine Zeitspanne, die den Ersten Weltkrieg, das Ende des Kaiserreichs, die Novemberrevolution, die Gründung der Weimarer Republik und den Beginn der nationalsozialistischen Bewegung umfasst.

Mühsam ist ein liebenswürdiger und rastloser, gelegentlich auch kauziger Zeitgenosse. Er ist ein anregender Autor und seine Tagebucheintragungen sind – genauso wie seine Artikel – nicht nur informativ, sondern auch unterhaltsam.

Eine der besonderen Qualitäten persönlicher Textformen wie Tagebüchern oder Briefen ist es, uns Personen in einer Art und Weise näherzubringen, die offizielle Publikationen nur selten ermöglichen. Mühsam selbst war sich dessen bewusst. Am 3. Oktober 1910 schreibt er:

„Über den Wert von Tagebüchern entscheidet nicht das Talent des Verfassers – denn die Zusammenhanglosigkeit der Bemerkungen hindert doch die Entstehung eines literarischen Meisterwerks –, sondern der Rhythmus der allgemeinen und persönlichen Ereignisse, die registriert werden.“

Wahrhaft erstaunlich ist, dass alle tragenden Themen der Tagebücher Mühsams bereits im ersten Eintrag Erwähnung finden:

- das schwierige Verhältnis zu seinem Vater: „Immer wieder die gleiche Taktik: wir vermeiden Anstößiges, wir vermeiden, mit einander allein zu sein, wir gehen vorsichtig umeinander herum. Er sucht manchmal Gelegenheit zu spitzen Anzüglichkeiten. Ich halte das Maul.“

- seine Geldsorgen: „Meine Geschwister haben mir ganze 300 Mk bewilligt (mit was für Opfergeschrei!)...“

- seine Liebschaften: Nicht weniger als vier Frauen, mit denen Mühsam mehr als freundschaftliches Interesse verband, werden genannt: Frieda Gross, Lotte Pritzel, Uli Trotsch und Spela Albrecht.

- die Politik: „Unsre Zeit ist [im Vergleich zum Vormärz] nicht minder armselig, unsre Regierungen nicht minder jämmerlich, unsre Politik nicht minder chikanös, knechtschaffen und vormärzlich.“

Schaubühnen, Zeppeline und Badeausflüge

Auch der Zeitzeugencharakter kommt in Mühsams Eintragungen nicht zu kurz. Etwa wenn er von einem Besuch am Oktoberfest berichtet, an dem 1910 offenbar noch „menschliche Monstrositäten“ ausgestellt wurden, zum Beispiel „Zwergmenschen“ oder ein Mann, der als „halb Mensch, halb Kamel“ präsentiert wurde: „Er hatte nämlich Beine und Füße, die von einer gelbbraunen Hornmasse überwachsen waren, ganz von der Farbe von Kamelbeinen.“

Interessant auch Mühsams Beobachtung angesichts des im September 1910 in einem Lagerbrand zerstörten Zeppelins Nummer 6: „Unter 7 Ballons der

fünfte, der zerstört ist: Aber die guten Deutschen sind so Zeppelin-begeistert wie nur je. ... Ein sonderbares Volk, das sich immer an der verkehrten Stelle begeistert.“

Schließlich finden sich eine Reihe aussagekräftiger Anekdoten, etwa wenn Mühsam anmerkt, dass er bei einem Badeausflug nach Herrsching am Ammersee im August 2011 der einzige in der Ausflugsgesellschaft ist, der schwimmen kann. Lapidar stellt er fest: „Natürlich brillierte ich vor den Weibern nach Kräften mit dieser Kunst.“

Besondere Momente in Tagebüchern sind immer solche, die sich als Prophezeiungen erwiesen haben. In Mühsams Fall beginnt dies mit dem allerersten Satz: „Bei strömendem Regen war ich eben unten im Dorf, um mir dies Heft zu kaufen. Es soll mein Tagebuch sein.“ Weiter ist vor allem der Eintrag vom 3. Oktober 1910 erwähnenswert:

„Ob sich in 80 oder 100 Jahren mal jemand findet, der meine Tagebücher der öffentlichen Mitteilung für wert halten und herausgeben wird, kann ich nicht wissen. Niemand, der aus dem Tagesgeschehen und -Erleben heraus Notizen schreibt, kann deren Kulturdauer ermessen.“

Mühsam-Begeisterung überall – oder?

Die Reaktionen auf den ersten Verbrecher-Band von Mühsams Tagebüchern waren euphorisch. Ein Indiz dafür ist, dass das mir vorliegende, bald nach dem ursprünglichen Erscheinungstermin bestellte Rezensionsexemplar bereits die stolze Auszeichnung „zweite Auflage“ trägt. Ein weiteres Indiz sind die Preise, die der Band einheimste: Buch des Monats August der Darmstädter Jury, SWR-Bestenliste im September, Top Ten der Hotlist Online 2011. Auch die Presse überschlug sich vor Begeisterung, von der *taz* („Herausragend“) bis zur *Welt* („Mühsam macht Spaß“).

Zu Anarchist_innen sind die Rezensent_innen freilich nicht geworden. Sie fokussieren lieber auf andere Aspekte von Mühsams Leben. Vor allem die Liebe und den Sex. Daran ließen schon die Überschriften keinen Zweifel: „Der Anarchist und die Mädchen“ titelte etwa *Der Spiegel*, während sich die

Süddeutsche Zeitung nicht lange mit Andeutungen aufhielt: „Ich trank viel und küsste alle Mädchen und Frauen“ wurde Mühsam dort im Großformat zitiert.

Der Fokus auf den „unermüdlichen Liebhaber“ (noch einmal *Der Spiegel*) und „das Leben der Boheme“ (*taz*) ist einerseits natürlich harmlos. Andererseits verweist er jedoch auf ein größeres Problem, nämlich die – wenig überraschende – Entpolitisierung Mühsams. Dieser mangelt es nicht an Deutlichkeit. Die FAZ verarbeitete ein Mühsam-Zitat gar in die Schlagzeile „Ein Anarchist in Anführungszeichen?“ Die Frage scheint Programm.

Es wäre öde, sich hier darüber zu beklagen, dass bürgerliche Blätter Anarchist_innen nie gerecht werden. Erstens wissen wir das und zweitens ist der Gestus eigener Deutungshoheit kaum sympathisch. Zudem sollten wir uns darüber freuen, dass Mühsam die erwähnte Aufmerksamkeit überhaupt zukommt, und sowohl die Herausgeber als auch der Verleger haben sich die Lobeshymnen redlich verdient. Trotzdem sagt die Rezeption viel über den medialen Umgang mit dem Anarchismus im Allgemeinen aus – ein Umgang, der außerordentliche Kontinuität beweist.

Zu seinen Lebzeiten wurde Mühsam von vielen bürgerlichen Blättern boykottiert. Dies war angesichts der Tatsache, dass Mühsams Einkommen vor allem auf der Veröffentlichung von Gedichten in diesen Blättern beruhte, durchaus eine ernste Angelegenheit. Darüber hinaus ist es charakteristisch, dass die Mühsam heute feiernden Feuilletons den gegenwärtigen Anarchismus vollständig ignorieren. Dies führt uns zu dem Schluss, dass Anarchist_innen unter genau zwei Bedingungen zu Lieblingen der bürgerlichen Presse werden können: 1. Sie sind seit langem tot. 2. Ihre anarchistische Identität ist als exotischer Aufputz willkommen, ansonsten aber nicht der Rede wert.

Ein bisschen Anarchismus schadet nicht

In diesem Kontext kommt bereits Freude auf, wenn bei der Präsentation der Mühsam-Tagebücher auf WDR 3 von der „Mär vom Terroristen, die bis heute fälschlicherweise Bild und Alltagsverständnis des Anarchismus prägt“ gesprochen wird. Allerdings drängt sich auch hier die Frage auf: Impliziert dies irgendeine Anerkennung der Kritik am Staat, am Kapitalismus, am Patriarchat? Derartige Themen werden in der Rezeption der Mühsam-

Tagebücher noch nicht einmal berührt. Und das ist schade. Denn schließlich gehört es zum Bemerkenswertesten an Mühsams Leben und Denken, dass er Anfang des 20. Jahrhunderts vieles vertrat, was heute zu Standards breiter zivilgesellschaftlicher Kreise gehört, etwa Antifaschismus, Antimilitarismus, antiautoritäre Erziehung oder die Legalisierung von Abtreibung und Homosexualität. Mühsams Engagement in diesen Fragen – und in vielen mehr – bestätigt eine der wichtigsten Funktionen des Anarchismus: seine Vorreiterrolle in sozialen Kämpfen, die zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse aller beitragen.

Erich Mühsam gehört zu jenen, die als Idealist_innen belächelt, als Unruhestifter_innen verunglimpft oder als Verbrecher_innen verfolgt werden, weil sie Barrieren überwindbar machen und neue Existenzweisen und Gesellschaftsformen ermöglichen. Es wäre schön, wenn dies in aller Begeisterung für die Liebesabenteuer Mühsams nicht vergessen würde.

Erich Mühsam 2011:

Tagebücher. Band 1. 1910-1911.

Verbrecher Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-940426-77-2.

352 Seiten. 28,00 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Oktoberfest und Anarchie. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/WjrTf>.

Der „Lenin Italiens“



Errico Malatesta

Ungeschriebene Autobiografie

Errico Malatesta wollte nie eine Autobiografie schreiben – und tat es auch nicht. Nun wurde mit der Zusammenstellung von Schlüsseltexten seines Lebens eine „Ungeschriebene Autobiografie“ veröffentlicht.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Es ist schon paradox, dass ein derartig bekannter und einflussreicher Anarchist von seinen „Bewunderern“ gerne als der „Lenin Italiens“ bezeichnet wurde. Malatesta wäre kein aufrichtiger Anarchist gewesen, hätte er diese Bezeichnung nicht stets von sich gewiesen. Schleierhaft ist es aber schon, wie jemandem wie Malatesta so eine Bezeichnung zuteil werden konnte. Statements wie „[i]ch versuchte, die sozialistischen Massen für uns zu gewinnen und sie vor ihren Führern zu warnen (...)“ (S. 149) sind in dieser Hinsicht ja schon recht deutlich und lassen eigentlich keine Missverständnisse zu. Und Malatesta genoss es nicht einmal, wenn alle Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war. Er war vielleicht charismatisch und hatte als Anarchist einen bestimmten Bekanntheitsgrad erreicht, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen war ihm dann aber doch scheinbar mehr als unangenehm. So beginnt das Buch nicht ganz zufällig mit dem Zitat „Malatesta spricht nie über sich selbst“ (S. 5).

Er sprach nicht nur ungern über sich selbst, nein, er wollte auch nicht über sich selbst schreiben. Sich selbst zu sehr in den Mittelpunkt zu rücken, betrachtete er gar als einen Bruch mit anarchistischen Werten. Als anarchistische GenossInnen ihm eine Sondernummer der Zeitschrift *Semeur de Normandie* widmen wollten, schrieb er einem Freund, wenig angetan von der

Idee: „Ich bitte dich, tu alles Mögliche, um diese Freunde dazu zu bewegen, von dieser sonderbaren Idee Abstand zu nehmen.“ (S. 181) In Zeiten der hemmungs- und zügellosen Social-Media-Egomanie klingt das noch viel charmanter, als es ohnehin schon ist.

Zahlreiche FreundInnen wie der Historiker Max Nettlau drängten Malatesta immer wieder dazu, eine Autobiografie zu schreiben. Er tat derartiges stets als Zeitverschwendung ab. Er hatte Wichtigeres zu tun. Da Malatesta in dieser Hinsicht konsequent war und tatsächlich nie eine Autobiografie verfasste, blieb es anderen überlassen, Malatestas Leben literarisch aufzuarbeiten. Piero Brunello und Pietro Di Paolo hatten schließlich die Idee, aus dem umfangreichen Werk, das Malatesta zurückgelassen hatte, eine Art Autobiografie zusammenzustellen – eine „ungeschriebene“ eben. Was auf den ersten Blick wie ein Unternehmen klingt, das Potential zum Schiefgehen hat, liest sich aber erstaunlich gut, was nicht zuletzt einer umsichtigen Einleitung und einem gut durchdachten Konzept geschuldet ist.

Kommentierte Abrisse

Das Buch beginnt mit einer Einleitung der beiden Herausgeber, die schon an dieser Stelle dafür sorgen, dass man einen informativen Eindruck von Malatestas Leben und Werk erhält. Brunelli skizziert Malatestas Leben in eher allgemeinen Zügen, während Di Paolo, der zum Thema italienische AnarchistInnen und ihr Wirken in London promovierte, hier vor allem über Malatestas Zeit in London schreibt, die sicher eine seiner wichtigsten war. Nach knapp 50 Seiten Einleitung beginnen schließlich die Aufzeichnungen Malatestas selbst. Anhand diverser Texte und Briefe, in denen Malatesta über sich und seine Tätigkeiten geschrieben hat, wird man durch die verschiedenen Phasen seines Lebens gelotst. Dabei fällt auf, dass Malatesta scheinbar stets unter einer absurd wirkenden Überwachung der Behörden stand, egal, ob er sich in Italien, London oder sonst wo aufhielt. Dies hörte nicht einmal auf, als er schon ein alter Greis war; sogar bei seinem Begräbnis verhielt sich die Polizei so, als sei dieser alte Mann im Sarg noch lebendig und gab sich mit allerhand skurriler Reglementierungen der Lächerlichkeit preis. Noch 1927, als Malatesta schon von Krankheit und Alter gezeichnet war, schrieb er:

„Die Bewacher [die Polizisten; Anm. S.K.] stehen Tag und Nacht vor meiner Tür. Sie versuchen gar nicht mehr unsichtbar zu bleiben, sondern sagen offen heraus, dass sie strikte Anweisungen haben, mich nicht aus den Augen zu lassen. Wenn ich nicht ausgehe, klopfen sie unter fadenscheinigen Vorwänden an die Tür, um nachzusehen, ob ich da bin. Gehe ich aus, folgen sie mir ganz nah, wohin ich auch gehe, und wenn jemand zu mir ins Haus kommt oder sich mir auf der Straße nähert, halten sie ihn an und verlangen von ihm die Ausweispapiere.“ (S. 181)

Sehr bedrückend sind auch die Schilderungen des gesellschaftlichen Klimas im Italien des erstarkenden Faschismus. Faschistische Mobs, die durch die Straßen zogen und Parolen skandierten, die zu Lynchmorden an Malatesta und anderen bekannten SozialistInnen aufriefen, waren keine Seltenheit. Was sich inhaltlich ebenfalls wie ein roter Faden durchzieht, ist die exzessive Spitzel- und Denunziationstätigkeit der Polizei in der anarchistischen Szene dieser Zeit, wobei Malatesta stets größte Achtsamkeit einforderte, wenn es darum ging, vermeintliche Spitzel zu enttarnen. Er wusste genau, was derartige Anschuldigungen – unüberlegt ausgesprochen – aus einer Bewegung machen können: einen paranoiden, mit sich selbst beschäftigten und politisch neutralisierten Haufen QuerulantInnen.

Eher Leben als Werk

Ganz allgemein sind die Texte, die zu dieser „ungeschriebenen Autobiografie“ zusammengestellt wurden, eher persönlicher und weniger politischer Natur. Natürlich war Malatestas Leben ein durch und durch politisches und somit sind selbst scheinbar triviale Anekdoten im Kern oft politisch, aber dennoch findet man wenige theoretische Ausführungen zu seinem Anarchismusverständnis oder zu politischen Diskussionen in der anarchistischen Bewegung, zu denen er Stellung bezogen hat. So ist zum Beispiel der Teil, der sich mit Malatestas Disput und Bruch mit Peter Kropotkin auseinandersetzt, nachdem Kropotkin gemeinsam mit einigen weiteren AnarchistInnen im Ersten Weltkrieg keine antimilitaristische, sondern eine Pro-Entente- und Pro-Kriegs-Haltung propagierte, nur etwas mehr als eine Seite lang, obwohl dieser Konflikt in der Geschichte der anarchistischen Bewegung doch eine nicht gerade kleine Bedeutung hat und Malatesta hier einer der bekanntesten OpponentInnen Kropotkins war.

Ein Aspekt des Buches, für den die Herausgeber nur gelobt werden können, sind die Anmerkungen, die sie den meisten Textauszügen Malatestas hinzugefügt haben. So werden die diversen Originaldokumente in einen verständlichen Kontext gepackt, Zusammenhänge erklärt und historisch eingeordnet. Die Anmerkungen tragen tatsächlich viel dazu bei, dass das Buch letztendlich so gut und informativ ausgefallen ist (obwohl sich hier öfters auch einige eigentlich unnötige Wiederholungen finden). Von dem im Klappentext angesprochenen Pazifismus in Malatestas Anarchismuskonzeption findet man in den Texten des Buches selbst eher wenig. Zwar werden Malatestas Auseinandersetzungen mit diversen Propaganda-der-Tat-AnarchistInnen thematisiert, das Ablehnen von Terrorismus als Widerstandsstrategie – weil im krassen Widerspruch zum Ziel einer anarchistischen Gesellschaftsordnung stehend – macht aber noch keinen genuinen Anarchopazifisten. Zwar gibt es unter anderem das allseits bekannte Malatesta-Zitat, dass Anarchie „Gewaltlosigkeit, (...) Nicht-Herrschaft des Menschen über den Menschen, Nicht-Zwang durch die Gewalt des Willens eines oder mehrerer über den der anderen“ bedeute, dieses Zitat findet sich im Buch selbst jedoch nicht.

Die von Brunelli und Di Paolo zusammengestellten Texte sind eine runde und stimmige Einführung in das Leben von Errico Malatesta. Dass der Fokus weniger auf politisch-theoretische Texte gelegt wurde, kann je nach Geschmack oder je nachdem, was man erwartet oder gesucht hat, gefallen oder stören. Eine sympathische Einführung in sein Leben ist es allemal, und man merkt, wie es einen tatsächlich etwas traurig stimmt, wenn der alte Errico dann zum Schluss, nachdem man Auszüge aus seinen durch Krankheit und Repression schon etwas mutlos wirkenden letzten Briefe gelesen hat, leise und unspektakulär stirbt.

Errico Malatesta 2009:
Ungeschriebene Autobiografie.
Edition Nautilus, Hamburg.
ISBN: 978-3-89401-594-7.
224 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Der „Lenin Italiens“. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/h2VTc>.

Der „Einzig“ und seine Studienausgabe



Max Stirner

Der Einzige und sein Eigentum
Ausführlich kommentierte Studienausgabe

Der Karl Alber Verlag legt mit Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“ (1844) einen Klassiker der Philosophie und der Geschichte des herrschaftskritischen Denkens in ansprechender Form auf.

Rezensiert von [Philippe Kellermann](#)

Max Stirner: schillernd und umstritten

Der „Egoist“ Max Stirner ist eine schillernde Figur, an der sich die Geister sieden und scheiden: Der Historiker des Anarchismus, Max Nettlau, nannte Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“ (1844) das „bekannteste und am leichtesten zugängliche Buch des älteren Anarchismus“ (Nettlau 1925, S. 169). Zugleich scheint er sich für diese Zuordnung erklären zu müssen, wenn er darauf verweist, dass „wenige Bücher so missverstanden oder so verschiedenartig beurteilt“ werden „wie dieses“ (ebd. S. 169). Viele Leser, so Nettlau, würden „bei einem auf die Spitze getriebenen Individualismus oder Egoismus stehen“ bleiben, dabei sei es das Buch eines „durch und durch bewussten anarchistischen Empörer[s], der das Wesen der ‚freiwilligen Knechtschaft‘ durchschaute“ (ebd. S. 173). Tatsächlich hatte zum Beispiel Kropotkin das „Werk Stirners“ zwar als „Revolte gegen den Staat und gegen die neue Tyrannei“ des „autoritären Kommunismus“ interpretiert, aber als eine, die aufgrund des von Stirner vertretenen „Individualismus“ notwendig zu einer aristokratischen Herrschaft einiger Weniger führen müsse (Kropotkin

1913, S. 71). Während Kropotkin damit in gewisser Weise an die Stirnerkritik von Marx/Engels in „Die deutsche Ideologie“ anknüpfte und deshalb auch nicht zufällig mit dem Marxisten Plechanow im Kampf gegen Stirner unausgesprochen „an einer Front“ kämpfte (Stulpe 2010, S. 435f), hat der Austromarxist Max Adler erklärt, dass Stirner „dem Denken und der Auffassung des modernen Sozialismus [gemeint ist: Marxismus; Anm. PK.] weit näher“ stehe, „als irgend einer anderen revolutionären Richtung, speziell de[m] Anarchismus, für den er so oft fälschlich in Anspruch genommen wird“ (Adler 1906, S. 4f.).

Schon diese wenigen Bemerkungen lassen erahnen, dass der „Fall Stirner“ eine durchaus komplexe Angelegenheit darstellt. Aber hatte er nicht selbst erklärt: „Macht damit [mit meinen Gedanken], was Ihr wollt und könnt, das ist eure Sache und kümmert Mich nicht.“ (S. 299)

Herrschaftskritische Ideologiekritik

Stirner, der im Kreis der JungehegelianerInnen verkehrte, intervenierte mit „Der Einzige und sein Eigentum“ in deren Debatten und verfolgte dabei vor allem das Ziel, den ungemein einflussreichen Feuerbach – aber auch Bauer, Hess, Marx, Proudhon – revolutionär-ideologiekritisch zu dekonstruieren. Gegen die siegesfrohe Hoffnung der (angeblichen) AtheistInnen erklärte er kurzerhand: „Das Heilige lässt sich keineswegs so leicht beseitigen, als gegenwärtig manche behaupten“ (S. 46), um hinzu zu setzen: „Unsere Atheisten sind fromme Leute.“ (S. 191) Denn der Glaube an *den* Menschen, der an die Stelle des Glaubens an Gott gesetzt werde, sei nichts anderes als ein neuer Glaube, ein neues normatives und abstraktes Ideal, dem sich der einzelne, konkrete Mensch zu unterwerfen habe: „Hat man da nicht wieder den Pfaffen? Wer ist sein Gott? *Der* Mensch? Was das Göttliche? Das Menschliche! So hat sich allerdings das Prädikat nur ins Subjekt verwandelt, und statt des Satzes ‚Gott ist die Liebe‘ heißt es ‚Die Liebe ist göttlich‘, statt ‚Gott ist Mensch geworden‘ – ‚der Mensch ist Gott geworden‘ usw. Es ist eben nur eine neue – *Religion*.“ (S. 68) Und so wurden generell mit der Moderne „nur andere Begriffe aufs Tapet gebracht, nämlich statt der göttlichen menschliche, statt der kirchlichen staatliche, statt der gläubigen, wissenschaftliche“ (S. 105).

Die Herrschaft der Abstraktionen bilde dabei die Grundlage für die Herrschaft der jeweils Herrschenden, a.) indem sich diese dieser Abstraktionen zu bedienen wissen: „Hierarchisch sind Wir bis auf den heutigen Tag, unterdrückt von denen, welche sich auf Gedanken stützen.“ (S. 83) oder b.), indem ihnen die Herrschaft der Abstraktionen unbewusst zugute kommt: „Liegt eine Zeit in einem Irrtum befangen, so ziehen stets die einen Vorteil aus ihm, indes die andern den Schaden davon haben. Im Mittelalter war der Irrtum allgemein unter den Christen, dass die Kirche alle Gewalt oder die Oberherrlichkeit auf Erden haben müsse; die Hierarchen glaubten nicht weniger an dieser ‚Wahrheit‘ als die Laien, und beide waren in dem gleichen Irrtum festgebannt. Allein die Hierarchen hatten durch ihn den *Vorteil* der Gewalt, die Laien den *Schaden* der Untertänigkeit.“ (S. 122) Das alles bedeutet nicht, dass Stirner davon ausgeht, dass Herrschaft keine materielle Dimension hätte und nur im Kopf existiere, wie dies Marx und Engels in ihrer Polemik unterstellten. „Die Macht der Worte folgt auf die der Dinge: erst wird man durch die Rute bezwungen, hernach durch Überzeugung.“ (S. 350) Worum es geht, ist die ideologietheoretische Frage ins Zentrum zu rücken, wie Menschen überhaupt zur Empörung gebracht werden können, bzw. wann und warum sich diese empören. Stirner beschreibt die grundsätzliche Problematik wie folgt:

„in der Furcht bleibt immer noch der Versuch, sich vom Gefürchteten zu befreien durch List, Betrug, Pfiffe usw. Dagegen ist's in der Ehrfurcht ganz anders. Hier wird nicht bloß gefürchtet, sondern auch geehrt: das Gefürchtete ist zu einer innerlichen Macht geworden, der Ich Mich nicht mehr entziehen kann; Ich ehre dasselbe, bin davon eingenommen, ihm zugetan und angehörig: durch die Ehre, welche Ich ihm zolle, bin Ich vollständig in seiner Gewalt, und versuche die Befreiung nicht einmal mehr. Nun hänge ich mit der ganzen Kraft des Glaubens daran, Ich glaube.“ (S. 81f)

Mit anderen Worten: „Vor dem Heiligen verliert man alles Machtgefühl und allen Mut: man verhält sich gegen dasselbe *ohnmächtig* und *demütig*. Und doch ist kein Ding durch sich heilig, sondern durch Meine *Heiligsprechung*, durch Meinen Spruch, Mein Urteil, Mein Kniebeugen, kurz durch Mein – Gewissen.“ (S. 81) Folgerichtig hat der Kampf um Befreiung immer eine ideologiekritische Dimension zu seiner Voraussetzung:

„Nur die Scheu des Zugreifens und die entsprechende Bestrafung desselben macht ihn zum Pöbel. Nur dass das Zugreifen Sünde, Verbrechen ist, nur diese Satzung schafft einen Pöbel, und dass dieser bleibt, was er ist, daran ist sowohl er schuld, weil er jene Satzung gelten lässt, als besonders diejenigen, welche ‚selbstsüchtig‘ (...) fordern, dass sie respektiert werde. Kurz der Mangel an Bewusstsein über jene ‚neue Weisheit‘, das alte Sündenbewusstsein, trägt allein die Schuld. Gelangen die Menschen dahin, dass sie den Respekt vor dem Eigentum verlieren, so wird jeder Eigentum haben (...). Nur aus dem Egoismus kann dem Pöbel Hilfe werden, und diese Hilfe muss er sich selbst leisten und – wird sie sich leisten. Lässt er sich nicht zur Furcht zwingen, so ist er eine Macht.“ (S. 262f)

In diesem Zusammenhang heißt es auch: „Die Arbeiter haben die ungeheuerste Macht in den Händen, und wenn sie ihrer einmal recht inne würden und sie gebrauchten, so widerstände ihnen nichts: sie dürften nur die Arbeit einstellen und das Gearbeitete als das Ihrige ansehen und genießen. Dies ist der Sinn der hie und da auftauchenden Arbeiterunruhen.“ (S. 124) Siegfried Nacht (alias Arnold Roller) zählte deshalb Stirner in seiner Schrift „Der soziale Generalstreik“ (1905) zu den Vorläufern der Generalstreikidee (Roller 1905, S. 104).

Stirners Perspektive ist eine grundsätzlich herrschaftskritische: „Bis auf den heutigen Tag ist das Revolutionsprinzip dabei geblieben, nur gegen *dieses* und *jenes* Bestehende anzukämpfen, d.h. *reformatorisch* zu sein. So viel auch *verbessert*, so stark auch der ‚besonnene Fortschritt‘ eingehalten werden mag: immer wird nur ein *neuer Herr* an die Stelle des alten gesetzt, und der Umsturz ist ein – Aufbau. Es bleibt bei dem Unterschiede des jungen von dem alten Philister.“ (S. 119) Und im Gegensatz zu dem mit Stirner oftmals in einem Zusammenhang genannte Nietzsche, der „Emanzipation und Autonomie“ wollte, „nicht aber für alle“ (Wallat 2009, S. 256) ist Stirners Ausrichtung universalistisch: „werde jeder von euch ein *allmächtiges Ich*“ (S. 172).

Eine „Ästhetik der Existenz“ (Foucault)

Grundsätzlich hält er fest, dass „eine Gesellschaft nicht neu werden kann, solange diejenigen, welche sie ausmachen und konstituieren, die alten

bleiben“ (S. 215). Es gehe deshalb darum „*sich* auszuarbeiten und zu gestalten“ (S. 140) – gegen die „Gefängnisse der Gewissenhaftigkeit“ (S. 305). Und weil die Befreiung von der Selbstermächtigung der Einzelnen ausgehen muss, kann auch keine Partei und kein Staat das Geschäft der Emanzipation übernehmen.

Michel Foucault, der in frühen Jahren über Stirner gelehrt hatte, erklärte gegen Ende seines Lebens:

„Ich war immer etwas misstrauisch in Bezug auf das allgemeine Thema der Befreiung (...). Ich will nicht sagen, dass es die Befreiung (...) nicht gibt: Wenn ein kolonialisiertes Volk sich von seinen Kolonialherren befreien will, dann ist dies gewiss im strengen Sinne eine Befreiungspraxis. Aber in diesem übrigens sehr präzisen Falle weiß man sehr genau, dass diese Praxis der Befreiung nicht ausreicht, um die Praktiken der Freiheit zu definieren, die in der Folge nötig sind, damit dieses Volk, diese Gesellschaft und diese Individuen für sich annehmbare und akzeptable Formen ihrer Existenz oder der politische Gemeinschaft definieren können. Deshalb insistiere ich mehr auf den Praktiken der Freiheit als auf den Prozessen der Befreiung, die, um es noch einmal zu sagen, ihren Stellenwert haben, mir aber aus sich selbst heraus nicht in der Lage zu sein scheinen, alle praktischen Formen der Freiheit zu bestimmen.“ (Foucault 1984, S. 876f)

Stirner hätte dem wohl zugestimmt, hatte er doch selbst betont: „Eine Revolution führt gewiss das Ende nicht herbei, wenn nicht vorher eine Empörung vollbracht ist!“ (S. 321) Denn: „Die Revolution zielte auf neue *Einrichtungen*, die Empörung führt dahin, Uns nicht mehr einrichten zu *lassen*, sondern Uns selbst einzurichten, und setzt auf ‚Institutionen‘ keine glänzende Hoffnung.“ (S.319) Oder, um wieder Foucault zu bemühen: „Die Freiheit der Menschen wird nie von Institutionen oder Gesetzen garantiert, deren Aufgabe es ist, Freiheit zu garantieren. Deshalb kann man die meisten dieser Gesetze und Institutionen drehen und wenden. Nicht weil sie mehrdeutig wären, sondern weil man ‚Freiheit‘ nur ausüben kann.“ (Foucault 1982, S. 330)

Nettlau betonte zu Recht:

„Mit einem Wort, er [Stirner] sah, was erforderlich war und ist, wirkliche Anarchisten zu machen oder vielmehr, jeden einzelnen freiheitlich handeln zu lassen, und er erklärte dies; er übersah keine der Schwierigkeiten der Losreiung der Geister aus der autoritären Mentalität. Es wäre leicht gewesen, diese Schwierigkeiten zu ignorieren und eine optimistische antistaatliche Propagandaschrift zu schreiben. Stirner wies, wie noch keiner vor ihm und gewiss wenige nach ihm, auf die an den Revolutionär durch seine Aufgabe gestellten Anforderungen hin und warnte vor den autoritären Gefahren.“ (Nettlau 1925, S. 173)

Zur Studienausgabe

„Der Einzige und sein Eigentum“ ist ein schwieriges, aber ungemein anregendes Buch, wenn man sich nicht von der Wortwahl und dem manchmal etwas sehr überreizten Gestus Stirners abschrecken lässt. Man sollte sich Zeit nehmen, um verstehen zu versuchen, was diesen „Einzigem“ ritt, als er sich zur Niederschrift entschloss. Und so ist es begrüßenswert, dass dank des Karl Alber Verlags nun – neben der Reclam-Ausgabe – eine ausführlich kommentierte Studienausgabe von „Der Einzige und sein Eigentum“ vorliegt. Bisweilen hätte der Stellenkommentar des ausgewiesenen Stirner-Kenners und Herausgebers Bernd Kast etwas ausführlicher ausfallen können. Und es bleibt zu fragen, ob man bestimmte Lesarten eines solchermaßen komplexen Textes tatsächlich einfach als „ausrottbare Missverständnisse“ (S.370) widerlegen kann, wie es der Herausgeber im Nachwort versucht – wnngleich ich Kasts Interpretation weitgehend teile.

Stirners Replik auf die ersten Kritiker

Besonders erfreulich und hervorzuheben ist es, dass dieser Ausgabe die wichtige Replik Stirners (*Rezensenten Stirners*, S. 405-446) auf seine ersten Kritiker (Hess, Szeliga, Feuerbach) beigefügt wurde. Denn so ganz egal war die Lesart, der man seine Schriften unterzog, Stirner dann doch nicht. Und so stellt er hier manches noch einmal klar, zum Beispiel:

„Der Egoismus (...) ist kein Gegensatz zur Liebe, kein Gegensatz zum Denken, kein Feind eines süßen Liebeslebens, kein Feind der Hingebung und Aufopferung, kein Feind der innigsten Herzlichkeit, aber auch kein Feind der Kritik, kein Feind des Sozialismus, kurz, kein Feind eines wirklichen Interesses: er schließt kein Interesse aus. Nur gegen die Uninteressiertheit und das Uninteressante ist er gerichtet: nicht gegen die Liebe, sondern gegen die heilige Liebe, nicht gegen das Denken, sondern gegen das heilige Denken, nicht gegen die Sozialisten, sondern gegen die heiligen Sozialisten usw. Die ‚Ausschließlichkeit‘ des Egoisten, die man für ‚Isoliertheit, Vereinzelung, Vereinsamung‘ ausgeben möchte, ist im Gegenteil volle Beteiligung am Interessanten durch – Ausschließung des Uninteressanten.“ (S.429)

Und nebenbei wendet er gegen den Vorwurf von Moses Hess, der die klassisch marxistische Stigmatisierung Stirners als „Bürgerlichen“ vorwegnahm, ein, dass ihm, Stirner, „die bürgerliche Gesellschaft ganz und gar nicht am Herzen“ liege (S. 442). Schon in „Der Einzige und sein Eigentum“ hatte er ja erklärt: „Es ist (...) immer fördersam, dass Wir Uns über die *menschlichen* Arbeiten einigen, damit sie nicht, wie unter der Konkurrenz, alle unsere Zeit und Mühe in Anspruch nehmen. Insoweit wird der Kommunismus seine Früchte tragen.“ (S.272)

Zusätzlich verwendete Literatur

Max Adler 1906: Max Stirner und der moderne Sozialismus. Wien: Verlag Monte Verita, 1992.

Michel Foucault 1982: Raum, Wissen und Macht, in: ders. Schriften. Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2005. S.324-341.

Michel Foucault 1984: Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit, in: ders. Schriften. Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2005. S. 875-902.

Peter Kropotkin 1913: Der Anarchismus. Ursprung, Ideal und Philosophie. Grafenau: Trotzdem Verlag, 1997. Max Nettlau 1925: Geschichte der Anarchie. Band 1. Der Vorfrühling der Anarchie. Seine historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Münster: Bibliothek Thélème, 1993.

Arnold Roller 1905: Der soziale Generalstreik, in: Helge Döhring (Hg.).
Abwehrstreik, Proteststreik, Massenstreik? Generalstreik! Lich: Edition AV. S.
79-118.

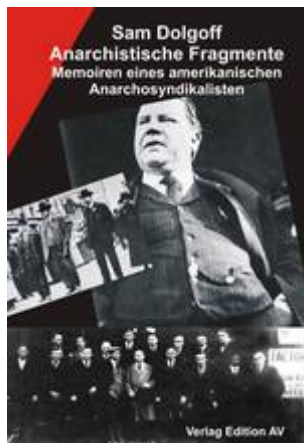
Alexander Stulpe 2010: Gesichter des Einzigens. Max Stirner und die Anatomie
moderner Individualität. Berlin: Duncker & Humblot Verlag.

Hendrik Wallat 2009: Das Bewusstsein der Krise. Marx, Nietzsche und die
Emanzipation des Nichtidentischen in der politischen Theorie. Bielefeld:
Transcript Verlag.

Max Stirner 2009:
Der Einzige und sein Eigentum. Ausführlich kommentierte Studienausgabe.
Verlag Karl Alber, Freiburg.
ISBN: 978-3-495-48342-8.
452 Seiten. 49,00 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Der „Einzige“ und seine Studienausgabe.
Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/EFbuB>.

Die Geschichte(n) des Sam Dolgoff



Sam Dolgoff Anarchistische Fragmente Memoiren eines amerikanischen Anarchosyndikalisten

Die Memoiren eines der bekanntesten US-amerikanischen Anarchisten und Wobblys liegen nun in deutscher Übersetzung vor. Der alte Herr hat nochmal fleißig aus dem Nähkästchen geplaudert – was man durchaus ambivalent betrachten kann.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Sam Dolgoff war zweifelsohne einer der umtriebigen und einflussreichsten Anarchisten der jüngeren Geschichte – zumindest in den USA. Zudem war er auch Zeit seines Lebens mit ganzem Herzen Wobbly – Mitglied der Gewerkschaft *Industrial Workers of the World* (IWW). Er war unermüdlich in seinem Engagement gegen kommunistische Hegemonialbestrebungen in der ArbeiterInnenklasse und scheute nie den Konflikt mit autoritären kommunistischen ParteigängerInnen, wenn es darum ging, seine syndikalistischen und libertär-sozialistischen Ideen den ArbeiterInnen und GewerkschafterInnen näher zu bringen. Seine ins Deutsche übersetzten Memoiren bieten eine gute Gelegenheit, näheres zu diesem Leben aus erster Hand zu erfahren.

Publizistische Tätigkeit und Aktivismus

Der Versuch Dolgoffs, sein Leben in Memoiren einzufangen, ist schon ein ganzes Stück. Seine publizistische Tätigkeit war geprägt durch die Gründung oder Mitarbeit an wichtigen libertären Zeitschriften wie *Vanguard*, *Resistance*,

Views and Comments oder *Spanish Revolution*. Von den Gruppen, die er entweder mitgründete oder in denen er eine treibende Kraft war, seien hier neben der IWW nur die *United Libertarian Organizations* und die *Libertarian League* erwähnt.

Sein Engagement rund um die Kubanische Revolution ist gemeinhin bekannt. Als damals der größere Teil der anarchistischen Szene Castros Kuba tendenziell unterstützend gegenüberstand, engagierte sich Dolgoff mit der *Libertarian League* und kubanischen Exil-AnarchistInnen gegen diesen vorherrschenden Trend. Sein 1974 erschienenes Buch „*The Cuban Revolution: A Critical Perspective*“ bewirkte auch ein schrittweises Umdenken bei den AnarchistInnen. Dolgoff kannte das Who is Who der anarchistischen Bewegung – von Goldman, Rocker, Goodman, Bookchin bis hin zu (völlig zu Unrecht) kaum bekannten Anarchisten wie Grigori Maximow (Autor von „*The Guillotine at Work: Twenty Years of Terror in Russia*“, ein Buch über den bolschewistischen Terror gegen politische DissidentInnen) – und konnte dementsprechend in seinen Memoiren aus einem schier unermesslichen Fundus an Erfahrungen schöpfen.

Er hat natürlich auch einiges an inner-anarchistischer Debatte erlebt. Ob es sich nun um Diskussionen in der IWW oder um Streitigkeiten mit VertreterInnen anderer anarchistischer Strömungen handelt, es war alles dabei. In den 1960er Jahren beispielsweise, als eher organisationsfeindliche „Lifestyle“-AnarchistInnen sich in Gruppen wie *Up Against the Wall Motherfuckers* formierten, kam es nicht nur zu einem politischen, sondern auch zu einem Generationenkonflikt in der Szene, den er eindrücklich schildert.

Eine der Hauptmotivation Dolgoffs, seine Memoiren zu schreiben, schien paradoxerweise jene gewesen zu sein, an GenossInnen zu erinnern, die er im Laufe seines Lebens getroffen, mit denen er gemeinsam gekämpft, aber auch gestritten hatte. Das ist etwa daran erkennbar, dass viele Unterüberschriften die Namen jener GenossInnen tragen, die er entweder lobend erwähnt oder kritisiert. Dass man seine Memoiren dazu nutzt, um an weniger bekannte MitstreiterInnen zu erinnern, ist sympathisch und ehrt Dolgoff. Wobei, vielleicht liegt der Grund dafür auch ganz woanders: Es ist ein offenes Geheimnis, dass Dolgoff diese Memoiren nicht schreiben wollte und von FreundInnen dazu überredet wurde. Wie dem auch sei, sein Stil hat einerseits

Vorteile, vermittelt er doch sehr eingängig einen Eindruck davon, wie viele engagierte AktivistInnen es abseits der bekannten Namen gab. Das Ganze geht andererseits im Buch manchmal aber auch nach hinten los. Vor allem wenn er ehemalige GenossInnen weniger gewogen ist, driftet er zumeist in Trivialitäten und Polemiken ab und formuliert Kritik zunehmend nicht mehr auf einer politischen, sondern auf einer persönlichen und auffallend oberflächlichen Ebene, was immens schade und stellenweise schlicht ärgerlich ist.

Szene-Gossip ...

Die Stellen, wo Dolgoff diverse GenossInnen kritisiert, haben in der Regel etwas von grenzwertigem Szene-Gossip, der zwar nicht notwendigerweise uninteressant ist, dessen Sinnhaftigkeit und politischen Zweck man aber teilweise nicht recht verstehen mag. Zwar beschwert er sich zu Beginn (zu Recht) über „Sektierertum und belanglose persönliche Streitigkeiten“ (S. 24) in der Szene, betätigt sich dann aber selbst nicht gerade wenig in dieser zuvor noch gescholtenen Disziplin. Fast scheint es, als sei ein Teil seiner Memoiren der Abrechnung mit alten GenossInnen gewidmet. Das häufig wiederkehrende Motiv ist hier jenes von ehemaligen GenossInnen, die zu „Abtrünnigen“ wurden, während er hingegen stets und bis zuletzt seinen Überzeugungen treu blieb – so zumindest das von ihm gezeichnete Bild. Zu seiner Art zu kritisieren, ließen sich hierzu einige Beispiele aus dem Buch nennen, der Kürze halber sollen aber nur die folgenden exemplarisch angeführt werden:

Sich beispielsweise recht polemisch über den Anarchisten Ammon Hennacy lustig zu machen – Dolgoff bedient sich hier nicht gerade harmloser Termini wie „Größenwahn“ und „Verrücktheit“ (S. 108) –, weil dieser scheinbar zu sehr auf sich selbst und seinen Lebensstil konzentriert war, ist, wenn man ein bisschen eine Ahnung von Hennacys Konzept der *One-Man Revolution* hat, schwer nachvollziehbar. Sich damit zu rühmen, der christlichen Anarchistin Dorothy Day gesagt zu haben, dass die katholische Kirche scheiße sei, ist, ihre Biografie und Aktivitäten kennend, auch nur bedingt originell, zumal z.B. die *Libertarian League* (Dolgoff) und die *Catholic Workers* (Day) häufig auf einer solidarischen Ebene zusammenarbeiteten, was auch Dolgoff in seinen Memoiren nicht verschweigen kann. Zuletzt erfährt man noch – warum auch immer –, dass „gemunkelt“ wurde, dass „Ammon ihr [Dorothy Day] erfolglos den Hof machte“ (S. 108). Was da in der New Yorker Szene auf der

Techtelmechtel-Ebene so alles „gemunkelt“ wurde, ist eine weitere Information, die für Leute, die sich etwas zum Anarchismus Dolgoffs und seiner Zeit erwartet hatten, schlicht irrelevant ist.

Ein weiteres Beispiel: Dolgoff kritisiert nachvollziehbarerweise die politische Kehrtwende von Mark Schmidt vom Anarchisten zum Parteikommunisten, um dann allerdings noch anzuhängen, wie „skrupellos“ und „ohne Rücksicht auf die elementarsten Gebote der Moral“ (S. 37) Schmidt gehandelt hätte. Warum? Weil er einem Genossen scheinbar die Freundin ausspannte, und das, obwohl er sie vorher noch „einfältige Ignorantin“ (S. 37) genannt hatte. Sowas aber auch! Der eigentliche Vorwurf war der, dass Schmidt den namentlich nicht genannten Genossen offenbar als Streikbrecher denunzierte. Wie sich diese Beziehungsgeschichte hinein verirrt und warum sie als Mittel zur Kritik benutzt wird, ist schleierhaft bis skurril.

Was hier zum Ausdruck gebracht werden soll, ist, dass es ja okay ist, wenn Dolgoff ein bisschen aus dem Nähkästchen plaudert, es aber störend und unfair wirkt, wenn er dazu übergeht, AktivistInnen (oder Gruppen) und ihr Lebenswerk in ein oder zwei spitz und teils unsachlich formulierten Sätzen (vermischt mit irrelevanten persönlichen Geschichten) im Akkord abzukanzeln. Und dazu lässt er sich nicht nur bei Leuten hinreißen, die er klar als politische GegnerInnen begreift.

Bei Murray Bookchin angekommen, macht Dolgoff das, was man sich öfter gewünscht hätte: Er erläutert kurz seine gemeinsame Geschichte mit ihm, geht auf dessen politische Positionen ein und erklärt nüchtern und ohne Polemiken, was die beiden politisch unterschieden hat. Doch bevor man noch anfängt, das Ganze so richtig zu genießen, liest man nach knapp einer Seite Erstaunliches: „Abgesehen davon liegt es mir fern, an einem Rebellen herumzukritisieren, der neue Wege zur Freiheit sucht.“ (S. 95) Tatsächlich? Dass dieses Credo im Buch lediglich für Bookchin Gültigkeit besitzt, ahnt man bereits, und es bestätigt sich spätestens, wenn man das Buch zu Ende gelesen hat. Und dieses Credo („Ich kritisiere nicht herum“) ist – wenn Kritik formuliert wird wie bei Bookchin – eigentlich auch schade. Andere AnarchistInnen oder Linke und deren Standpunkte solidarisch zu kritisieren, wenn man mit ihnen in bestimmten Fragen nicht einer Meinung ist, ist völlig in Ordnung, ja sogar förderlich für die Bewegung. Die Frage ist nur, *wie* man das Ganze tut – und hier zeigt Dolgoff leider immer wieder, wie man es am besten *nicht* tut.

... und warum Parsons Kommunistin wurde

Dolgoff verdammt Leute, mit denen er politisch nicht einer Meinung ist, aber nicht automatisch. Bookchin war ein Beispiel, Lucy Parsons ist ein anderes. Hier bedient Dolgoff sich einer wenig überzeugenden Erklärung, um Parsons im Sinne des Anarchismus doch noch „zu retten“. Da sich Parsons gegen Ende ihres Lebens immer mehr in Richtung Kommunismus ausrichtete, versucht Dolgoff sich an einer Theorie, warum sie das tat. Er erklärt sich das so, dass Parsons „sehr naiv“ (S. 53) gewesen sei, und „nicht fähig [war], den Unterschied zwischen Anarchismus und Bolschewismus (...) zu begreifen“ (S. 53). Die Behauptung, dass diese engagierte Anarchokommunistin (im übrigen auch IWW-Gründungsmitglied) *nicht fähig* gewesen sei, einen derartigen Unterschied *zu begreifen*, ist unerträglicher Paternalismus und wirkt wie eine blanke Verhöhnung dieser großartigen Revolutionärin.

Fernab dieser Szeneauseinandersetzungen, zu denen man stehen kann, wie man will, überschreitet Dolgoff einmal aber gründlich die Linie dessen, was in einer anarchistischen Publikation vertretbar ist. Über seine Israel-Reise und die Friedensbestrebungen jüdisch-israelischer AnarchistInnen rund um die Zeitschrift *Problemen* berichtend, schreibt er, dass diese nicht auf politische FührerInnen vertrauen, wenn es darum geht, Frieden zu schließen, sondern dass sie den Frieden direkt mit dem „arabischen Volk“ (S. 168) schließen wollen. Dazu, so die jüdisch-israelischen AnarchistInnen, müsste sich die arabische Bevölkerung aber zuerst ihren eigenen HerrscherInnen widersetzen. Dies kommentiert Dolgoff nur lapidar: „Doch dazu sind die rückständigen [!], fanatisch religiösen arabischen Massen, die kein bisschen fortschrittlicher, sondern eher noch reaktionärer sind als ihre Führer, nicht gewillt.“ (S. 168) Diesen Satz liest man unweigerlich mehrere Male, um sich zu vergewissern, dass das tatsächlich so da geschrieben steht. Errico Malatesta ging mit einigen GenossInnen nach Ägypten, um sich antikolonialen Aufständen der lokalen Bevölkerung anzuschließen. Martin Buber betrachtete die AraberInnen Israel/Palästinas als PartnerInnen für ein egalitäres und friedliches Miteinander. Für Dolgoff hingegen sind „die arabischen Massen“ (S. 168) nur eine homogene Gruppe rückständiger, reaktionärer Barbaren, über die er sich gerade mal abfällig äußert, mehr aber auch schon nicht. Man bleibt rätselnd zurück, was diesen Mann wohl geritten hat, als er diesen Satz zu Papier brachte.

Fazit

Trotz einiger Einwände und Ärgernisse (zu denen auch die lieblose und nicht wirklich gelungene Gestaltung des Buchcovers gehört) sind Dolgoffs Memoiren dennoch eine Bereicherung für die anarchistische Szene. Das darf trotz all der hier formulierten Kritik nicht untergehen. Als Stück anarchistischer Erinnerungskultur und als historisches Dokument sind sie definitiv wichtig – ob man mit seinem Stil fallweise einverstanden ist oder nicht. Wenn man die gehäuft auftretenden ärgerlichen und grenzwertigen Passagen ignoriert, ist das Buch ein Fundus interessanter Informationen zum US-Anarchismus, zur globalen anarchistischen Bewegung und zur IWW. Es ist allemal besser, jemand schreibt seine Gedanken zu einem derartig bewegten und engagierten Leben mit dem einen oder anderen Defizit nieder, als all dies für immer verloren. So zumindest verhält es sich mit Sam Dolgoffs „Fragments“.

Sam Dolgoff 2011:

Anarchistische Fragmente. Memoiren eines amerikanischen Anarchosyndikalisten.

Edition AV, Lich/Hessen.

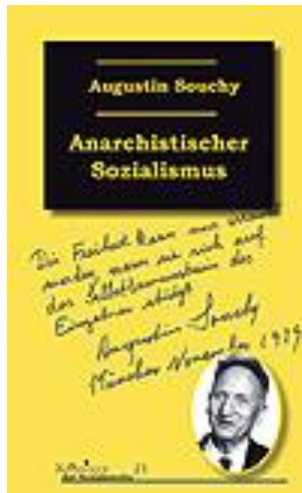
ISBN: 978-3-86841-050-1.

237 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Die Geschichte(n) des Sam Dolgoff.

Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/m6wvZ>.

Plädoyer für freiheitlichen Sozialismus



Augustin Souchy Anarchistischer Sozialismus

Eine Sammlung von Interviews, Vorträgen und Texten des Anarchisten Augustin Souchy rekonstruiert ein ereignisreiches Leben.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Im zurückliegenden Jahrhundert ereignete sich eine Reihe von Revolutionen. Im Sinne eines sozialen *und* freiheitlichen Fortschritts erwiesen sich dabei die wenigsten als „Lokomotiven der Geschichte“. Herrschaft wurde zumeist durch die Etablierung neuer Herrschaft ersetzt, die manches Mal das Maß der Unterdrückung im Vergleich zum Beseitigten überstieg. Diese Erfahrungen delegitimieren keinesfalls radikale Veränderungswünsche. Im Gegenteil: Reflexionen der gescheiterten Revolutionen und der vergangenen Fehler eröffnen Potenziale für Zukünftiges. Für die Analyse vergangener Fehler ist allerdings Material jenseits herrschender Deutungen notwendig. Ansätze liefern in hervorragender Weise die Erfahrungen derjenigen, die die Revolutionen kritisch begleiteten. Der Anarchist Augustin Souchy war jemand, der viele einschneidende Ereignisse des 20. Jahrhunderts hautnah miterlebte, was ihm den Ruf „Student der Revolution“ einbrachte. Beim Unrast Verlag erschien im Jahr 2010 in der Reihe „Klassiker der Sozialrevolte“ ein Band mit insgesamt 33 Interviews, Vorträgen und Aufsätzen des 1892 geborenen und 1984 verstorbenen Souchy.

Abwendung von der Russischen Revolution

Insbesondere sein Aufenthalt in der Sowjetunion im Jahr 1920 beeinflusste Souchy stark. Anfänglich war er ein Verteidiger der Revolution, wandte sich aber nach und nach von ihr ab. Er bezeichnete die Beseitigung des Zarismus durch die Revolution von 1917 als sozialpolitische Notwendigkeit, die Errichtung der bolschewistischen Diktatur allerdings als tragischen Fehler (S. 132). Der Sowjetunion sei es nach der anfänglichen Phase lediglich um den Erhalt der Herrschaft gegangen, Russland habe sich in ein konservatives Land gewandelt. Unterdrückungsinstitutionen der Vergangenheit wurden abgeschafft und neue Einrichtungen in der Folge gebildet, „durch welche man die Freiheiten aufs neue knebelte“ (S. 31). Während seiner Reise diskutierte Souchy unter anderem mit Lenin, Peter Kropotkin und Grigori Sinowjew. Er positionierte sich stets für die Selbstverwaltung und gegen die Parteiendiktatur. Die erhoffte Selbstverwaltung der Sowjets fand er im revolutionären Russland nicht vor. Souchy besichtigte Fabriken und sah, dass staatlich eingesetzte Beauftragte die Fabriken verwalteten und von Arbeiter_innenselbstverwaltung keine Rede sein konnte.

Das Scheitern der russischen Revolution offenbarte sich für Souchy – ähnlich wie bei Emma Goldman und Alexander Berkman – spätestens bei der mörderischen „Abwehr“ der Tscheka beim Kronstädter Matrosenaufstand. Das Kronstädter Revolutionskomitee kämpfte für die Macht der Räte, gegen die der Partei. Trotzki soll in der Folge verkündet haben: „Ich werde Euch wie Fasane niederknallen!“ (S. 116) Im Zuge der Vollstreckung der Todesurteile im Schachty-Prozess im Jahr 1928 formulierte Souchy für die Zeitung *Der Syndikalist*:

„Die Verhältnisse in Rußland werden noch so lange Anlaß zur Kritik geben, wie der Staat nicht vom Schauplatze des wirtschaftlichen Lebens abtritt. Zerstörung der zentralen Staatsmacht ist Voraussetzung für die Gesundung des wirtschaftlichen Lebens in Sowjetrußland und erste Grundbedingung für die Befreiung des Proletariats.“ (S. 112)

Das Werk der Arbeiter_innen in Spanien

Ganz anders als die gescheiterte Revolution in Russland stellte sich für Souchy der Revolutionsversuch in Spanien dar, wo traditionell anarchistische Ideen stärkere Gewichtung hatten. Souchy hielt sich von 1936 bis 1939 in Spanien als Leiter der CNT-Außeninformation auf und hatte somit in der Spanischen Revolution eine zentrale Rolle. Unter allen sozialen Revolutionsversuchen im 20. Jahrhundert sah er die Spanische Revolution als diejenige, bei der die im Kommunistischen Manifest proklamierte Devise „Die Befreiung der Arbeiter muß das Werk der Arbeiter selbst sein!“ am ehesten verwirklicht wurde.

In Spanien ging es um die Selbständigkeit der Arbeiter_innen – sowohl auf dem Land als auch in der Stadt. Die Tat ging dem Wort voraus. So wurden die Kollektivierungen von den Bäuerinnen und Bauern sowie den Arbeiter_innen selbst beschlossen und umgesetzt – auch wenn von Ort zu Ort und sogar innerhalb von Dörfern in unterschiedlicher Weise. Die Beschreibungen, wie ohne „Übergangsperiode“ die Industrie, die Lebensmittelversorgung und die Landwirtschaft kollektiviert wurden, speisen sich aus Beobachtungen vor Ort und sind sehr anschaulich geschildert (auch wenn sich einige kleinteilige Beispiele mehrmals im gleichen Wortlaut im Buch finden und sich dadurch zuweilen eine gewisse Eintönigkeit einschleicht). An einigen Stellen kommen Erinnerungen an die Beschreibungen von Hanns Erich Kaminski auf. Dieser leider mittlerweile weitgehend vergessene Journalist war 1936 zu Beginn der Revolution in Spanien und schrieb dazu das ebenfalls auf kritisch-lesen.de rezensierte Werk [„Barcelona. Ein Tag und seine Folgen“](#) - mit zutiefst beeindruckenden Schilderungen des Alltags während der Revolution.

In der Einleitung erläutern die Herausgeber, dass auch die Erfahrungen mit dem Parteikommunismus in Spanien ein zentrales Ereignis für die starke Positionierung Souchys gegen autoritäre Formen des Kommunismus waren. Allerdings kommen in den vorliegenden Beiträgen die Auseinandersetzungen zwischen SU-orientierten Kommunist_innen und anderen Kommunist_innen und Anarchist_innen während der Spanischen Revolution aufgrund der Textauswahl ein wenig zu kurz.

Auf der Suche

Souchy bewegte sich nicht nur in der Sowjetunion und in Spanien, vielmehr war er Zeit seines Lebens ein Suchender anarchistischer Praxen. Er war etwa in Israel, um sich ein Bild von den Kollektivsiedlungen dort zu machen, in Kuba oder in der Kolonie Primavera in Paraguay. Krieg und Militarismus stand er immer ablehnend gegenüber. So kritisierte er beispielsweise die Kultivierung des militaristischen Geistes in Ländern des „real existierenden Sozialismus“, der sich etwa in Begriffen wie „Arbeitsbrigaden“, „Arbeiter-Bataillone“ und „Ernte-Schlachten“ ausdrückte. Souchy unterstreicht: „Sozialismus und Militarismus haben inhaltlich nichts miteinander zu tun.“ (S. 226)

Das Spätwerk Souchys ist geprägt von der Bilanzierung seiner Erfahrungen und dem Versuch, anarchistische Positionen in der politischen Kultur des Kapitalismus zu verankern. Teilweise drängt sich der Eindruck auf, dass bei aller nachvollziehbaren Abgrenzung zum Bolschewismus die Potenziale zur Freiheit im Kapitalismus zu positiv gezeichnet werden.

Dennoch liefert das Leben von Souchy einen positiven Bezugspunkt für heutige und künftige Auseinandersetzung. Er ist kein Vertreter einer bestimmten Schule und war immer bereit, seine Positionen zu hinterfragen und gegebenenfalls zu ändern. Seine Kritik am Dogmatismus und seine pragmatische, aber nicht beliebige Grundhaltung zu Freiheit und Gleichheit ist ebenso wie seine stets an der Praxis orientierte Analyse die Stärke seines Wirkens, dem das Buch gerecht wird.

Allerdings stören das Bild einige Schwächen. So findet sich in der eigentlich kenntnisreichen Einleitung kaum ein Wort zur Auswahl der Texte und zum Aufbau des Bandes. Außerdem hätte die Zahl der Texte auch deutlich geringer ausfallen können, da einige Aufsätze und Vorträge sich sehr wenig voneinander unterscheiden und kaum Neues zu Tage fördern. Hinzu kommt ein auffällig nachlässiger formaler Umgang. Mehrere offensichtlich durch die Herausgeber eingefügte Fußnoten brechen mitten im Satz ab, außerdem ziehen sich Orthographie und Interpunktionsfehler durch den Band, obwohl eingangs notiert wird, dass offensichtliche Druck- und Schreibfehler stillschweigend korrigiert wurden. Der schwerwiegendste Fehler findet sich

indes bereits auf dem Buchcover, auf dem der Name Souchys falsch geschrieben steht.

Die beschriebenen Kritikpunkte sollen allerdings nicht schmälern, dass der Band einen ausgezeichneten Blick in die Diskussionen und Verläufe anarchistischer Ideen und Kämpfe liefert und somit ein sehr ansprechendes Zeugnis des Anarchismus darstellt.

Augustin Souchy 2010:
Anarchistischer Sozialismus.
Unrast, Münster.
ISBN: 978-3-89771-919-4.
273 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Plädoyer für freiheitlichen Sozialismus.
Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/9R3uG>.

So sehr, wie es nur geht



Perihan Mağden Ali und Ramazan

„Ali und Ramazan“ ist eine Liebesgeschichte, die fernab jeder Schnulze daher kommt. In klarer aber reicher Sprache erzählt die Autorin Perihan Mağden darin die Geschichte der zwei Jungs Ali und Ramazan, die in einem Waisenhaus aufwachsen und sich dort ineinander verlieben und so die Zumutungen, mit denen sie konfrontiert werden, überstehen – bis es nicht mehr weitergeht.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Neben einer einfühlsamen, vor Freude und Traurigkeit zu Tränen rührenden Liebesgeschichte, die sich an einer wahren Begebenheit orientiert, fundiert der Roman literarisch die aktuellen wissenschaftlichen Debatten, die sich mit der ökonomischen Ausgrenzung von Menschen und der Zementierung menschlichen Miteinanders zu starren Identitäten befassen. Im Jahr 2010 wurde „Ali und Ramazan“ zum Buch des Jahres in der Türkei gewählt. Nun liegt es in einer deutschen Übersetzung vor, erschienen im Suhrkamp-Verlag.

Ali-und-Ramazans Ali und Ramazan

„Ali lacht über Ramazans lustige Stichelein und entblößt zwei Zahnreihen, die inmitten seines dunklen Teints wie Perlen schimmern.

Ramazans Interesse hat etwas an sich, das Alis Wunden guttut. Es fühlt sich an, als würde über die Verbrennungen in seinem Inneren ein Eimer Wasser ausgeschüttet. Als würde über das Frösteln in seinem Inneren eine Daunendecke gebreitet.

Ramazan tut Ali gut.

Wie man das nennt, was da mit ihm passiert, das weiß er nicht. Er verliebt sich. Hals über Kopf verliebt Ali sich.

So sehr, wie es nur geht.“ (S.22/23)

Dabei ist das gar nicht so leicht, da der körperlich viel kleinere Ramazan, der im Murmeln große Klasse ist, Ali mit allerlei Neckereien aufzieht, ab dem ersten Moment, in dem Ali das Waisenhaus betritt. „Fellache“ und „Reifenschlauch“ wird er von Ramazan genannt. Ali genießt diese Aufmerksamkeit, gutmütig und von krassen Erfahrungen geprägt. Aus Sticheleien wird Liebe – von beiden Seiten, mit innigem Verlangen nacheinander und mit Sex.

Ramazan bekommt neue Turnschuhe – Zuneigung des Direktors. Ali hat hingegen zu putzen. All das was die Angestellten im Waisenhaus nicht erledigen – und das ist bei Sauberkeit beinahe alles – wird Arbeit für Ali. Und der erledigt sie, mag er doch die Sauberkeit. Und so vergeht die Zeit rasch – sieben schnell vergehende Jahre. Zeit, die schnell vergeht, ist gute Zeit.

Sex ist zwischen Ali und Ramazan auch, aber er macht ihr Begehren nacheinander nicht aus. Vielmehr ist alles Sex um sie herum – und insbesondere betrifft er Ramazan. Menschen, die aus einem Waisenhaus kommen, bekommen keine Chance. Sie kampieren oder ficken sich zu einer Wohnung hoch, wie Ramazan. Oder sie sind mal mehr und mal weniger abhängig vom Schnüffeln, wie Ali. Von Polizisten werden sie drangsaliert.

Ramazan fickt aktiv, wenn man ihn als Stricher aufließt. Selten bläst er auch einen, wenn das Geld stimmt. Leute, die ihn nachfragen, gibt es viele – gutbürgerlich, Familienväter, mal steht auch noch die gewärmte Milchflasche des Nachwuchses auf dem Tisch. Das ekelt Ramazan an – und er versucht seine Grenzen zu verteidigen. Er wird nicht gefickt und hier beginnt die Katastrophe. Und Ali soll keinen Sex mit anderen Männern haben. Das ist klar! Nur blöd, wenn ihn wegen seiner guten und ehrlichen Augen niemand auf dem Markt einstellt.

Vom Roman zu aktuellen Diskussionen: Wer liegt oben?

Über einige Menschen wird verfügt. Ali und Ramazan haben schon deshalb keine Chance, weil sie in einem Waisenhaus groß werden. Danach finden sie kaum eine Anstellung – aber sie sind beide schön. Und Verlangen gibt es viel. Es kann Frauen und Männer betreffen, es kann auch Spaß machen, es kann auch dazu führen, dass das ersehnte Geld auf dem Konto wächst und eine bessere Zukunft verspricht. Perihan Mağden stellt ihrem Buch voran:

„Leute, die über Revolution reden, oder über Klassenkampf, ohne sich dabei explizit auf das alltägliche Leben zu beziehen, die nicht verstehen, was subversiv an der Liebe ist und was positiv ist an der Zurückweisung von Beschränkungen, solche Leute haben eine Leiche in ihrem Mund.“

Mağden verweist so auf sehr notwendige und grundlegende Veränderungen, die dazu führen, dass Menschen nicht mehr die vom System Gefickten sind. Dabei ist nicht ein abstraktes System gemeint, sondern wohlhabende Menschen – hier Schwule –, die der Meinung sind, sich alles kaufen zu können. Alles sei eine Frage des Preises. Und nimmt man Menschen auch noch den letzten Halt, beispielweise eine vernünftige Sozialhilfe, oder erschwert den Zugang zu ihr so, dass Menschen tatsächlich genötigt werden, alles über sich ergehen zu lassen, lassen diese Menschen tatsächlich vieles mit sich machen. Bis es reicht.

Jennifer Petzen hatte dieses Ausgeliefertsein von Menschen in anderem Zusammenhang plastisch benannt: „Wer liegt oben?“ Übertragen heißt es: Auch wenn Ramazan aktiv fickt und selbst wenn Cem Yildiz in seinem

autobiographisch geprägtem Roman „Fucking Germany“ beschreibt, dass er ficken soll oder von ihm auch mal Härteres verlangt wird, so bestimmt das Gegenüber, nämlich der, der den Fick oder auch das Härtere beauftragt und dafür bezahlt.

Und damit gelangt man zum Kern des eigentlichen Problems. Wie Michel Foucault und Georg Klaua exzellent herausgearbeitet haben, sind Homosexualität und gleichgeschlechtlicher Sex zu unterscheiden. Homosexualität thematisiert nicht das Miteinander von Menschen, innig oder auch bei einer schnellen Nummer. Vielmehr ist Homosexualität ein medizinisch geprägtes europäisches Konstrukt, mit dem gleichzeitig Homophobie einherging. In anderen geographischen Regionen wurde es nur in dem Zusammenhang bekannt, dass Kolonialherren damit gleichgeschlechtlichen Sex unter Strafe stellten und dass westliche Schwule heute in Kolonialmanier der Auffassung sind, sich in armen Ländern mit hoher Arbeitslosigkeit die Söhne klar machen zu können. Das „Klar machen“ auf Grund von Geld geht auch im eigenen Land, wenn es dort nur Menschen gibt, die ausreichend arm gehalten werden...

„Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du nur Liebe gegen \neg Liebe tauschen, Vertrauen nur gegen -Vertrauen“. (Karl Marx)

Fazit

Abseits einer wunderbaren Geschichte, die einfühlsam erzählt wird und man so das Buch nicht mehr aus der Hand legen will, bietet „Ali und Ramazan“ einen guten, einen literarischen Zugang zu den aktuellen wissenschaftlichen Debatten, die häufig unter dem Stichwort Intersektionalität firmieren, aber doch nur meinen, dass es eben auch die gutbürgerlichen Schwulen gibt, die Teil des Problems sind und nicht Teil der Lösung.

Zusätzlich verwendete Literatur

Petzen, Jennifer 2005: Wer liegt oben? Türkische und deutsche Maskulinitäten in der schwulen Szene. Nachgedruckt in: Koray Yilmaz-Günay (Hg.) 2011:

Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre «Muslime versus Schwule». Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin. Eine Rezension zu dem Buch von [kritisch-lesen.de](#) findet ihr [hier](#).

Perihan Magden 2011:

Ali und Ramazan.

Suhrkamp Verlag, Berlin.

ISBN: 3518462865.

191 Seiten. 13,95 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: So sehr, wie es nur geht. Erschienen in: .

URL: <https://kritisch-lesen.de/s/tiY9D>.

Zeit ohne Widerspruch?



Jacques Rancière Chronik der Konsensgesellschaft

In den gesammelten Kolumnen untersucht der französische Philosoph Jacques Rancière die Epoche des Konsenses.

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Bei den in diesem neuen Buch enthaltenen Aufsätzen von Jacques Rancière handelt es sich um eine Auswahl einer Kolumnenserie, welche der Autor von 1996 bis 2005 für eine große brasilianische Tageszeitung veröffentlicht hat. Dort ist der französische Philosoph und Kulturwissenschaftler kein Unbekannter und wird auch gerne einmal zur Eröffnung der Biennale nach São Paulo eingeladen. In den Kolumnen ist von neuem Rassismus und ethnischen Säuberungen die Rede. Es geht um „humanitäre“ Kriege und den „Krieg gegen den Terror“ - alles Herzstücke einer Zeit des Konsenses, deren Chronik hier eingeschrieben wurde. Nicht zuletzt aber werden hier Ausstellungen, Filme und die zeitgenössischen französischen Debatten dem staunenden Leser präsentiert.

Der Bosnienkrieg sei ein militärischer Gewaltstreich gewesen, welcher es erlaube, ein Land zu zerstückeln: „Der humanitäre Krieg ist die Fortsetzung der Beseitigung der Politik“ (S. 83). Der beste Beweis, dass der Fortschritt einen Rückschritt hervorbringen könne, sei der kalte Rassismus, welcher sich überall in Europa ausbreite. Rancière stellt klar, dass es bestimmte Universitätsangehörige waren, die ohne offensichtliche Notwendigkeit die Waffen des Negationismus geschmiedet haben. Sie erklären, dass die

Wissenschaft keine Tabus mehr kenne. Was schließlich im Sommer 2004 darin gipfelte, dass eine junge Frau mit Baby behauptete, in einem Vorortzug von einer Gruppe nordafrikanischer und Schwarzer Jugendlicher bestohlen und angepöbelt worden zu sein. Als die Jugendlichen ihren Ausweis entwendeten, stellten sie angeblich fest, dass die Frau aus einem besseren Viertel stammt und schlossen daraus, dass sie Jüdin sei. Nun schnitt man ihr angeblich das Haar ab, fügte ihr mit einem Messer Schnitte zu und malte Hakenkreuze auf ihre Haut. Die Presse startete umgehend eine wüste Hetze gegen Schwarze und nordafrikanische Jugendliche aus den problematischen Vorstädten. Zwei Tage später erfuhr man, dass die ganze Sache schlicht und einfach eine Erfindung war. Die junge Frau wollte durch diese Inszenierung die Aufmerksamkeit ihres Partners auf sich lenken, von welchem sie sich nicht genug ernst genommen fühlte.

Rancière lässt es sich nicht nehmen, anlässlich des zwanzigsten Todestages von Michel Foucault 2004 auf die Problematik solcher Jahrestage hinzuweisen, insbesondere seine Instrumentalisierung durch einen der Herausgeber der „Dits et Ecrits“, Francois Ewald, welcher sich heute als Hoftheoretiker der Industriellenvereinigung betätigt. Heute ist Ewald mit der Frage beschäftigt, ob man aus der Foucault'schen Kritik der „Kontrollgesellschaft“ ein Kampfprogramm gegen die Sozialversicherung ableiten kann. Oder aber wie Hardt/ Negri aus der Biomacht eine Lebensphilosophie ableiten wollen, was der große Archäologe der Macht niemals befürwortet hätte.

Was aber haben die Filme von Clint Eastwood, Gus Van Sant und Lars von Trier mit Bushs Krieg gegen die Achse des Terrors gemeinsam, beziehungsweise wo gibt es Schnittmengen? „Mystic River“, „Dogville“ und „Elephant“ sind alle hochdekorierte Filme, welche die Gewalt aus unterschiedlichen Perspektiven behandeln. Die langen Kamerafahrten von Gus Van Sant durch die endlosen verlassenen Klassenräume einer amerikanischen Schule, die menschenleere Sporthalle und Flure lassen von Anfang an eine angsterfüllte Atmosphäre entstehen. Der Film behandelt die alltägliche Situation von Jugendlichen: Ausgrenzung und Bulimie, von Alphetieren und dicken Brillenschlangen, Konkurrenzkampf und Eifersüchteleien. Alex und Eric bestellen sich Waffen im Internet, die Tat selbst bleibt aber in der Schwebel,

wird nur angedeutet und es wird kein Psychogramm geliefert. Der Zuschauer muß sich selbst Gedanken machen.

Der Umweg von Jacques Rancière über Brasilien hat sich gelohnt, eine bessere Chronik der letzten Jahre muss man lange suchen, spannend wie ein Film ist sie allemal.

Jacques Rancière 2011:
Chronik der Konsensgesellschaft.
Passagen Verlag, Wien.
ISBN: 9783851659771.
224 Seiten. 29,00 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Zeit ohne Widerspruch? Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/6zuaV>.

Medikalisierung und Herrschaft

Peter A. Bochnik
Die mächtigen Diener
Die Medizin und die Entwicklung von
Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus in
der europäischen Geschichte



Bosch

Peter Andreas Bochnik

Die mächtigen Diener

Die Medizin und die Entwicklung von
Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus in der
europäischen Geschichte

*Bochnik reflektiert in der Veröffentlichung seiner
Dissertationsschrift von 1982 die Genese des Ärztestandes
in Deutschland (und nur am Rande in Europa) unter
herrschaftskritischen Vorzeichen. Seine Ausführungen
bleiben im Sinne einer kritischen Institutionenreflexion bis
heute relevant.*

Rezensiert von [Anja Gregor](#)

„Auf was lasse ich mich denn eigentlich im Hinblick auf meine berufliche Lebensperspektive ein?“ (S. 13) Am Beginn der Untersuchung steht die Reflexion der eigenen Ausbildung als Mediziner. Bochniks Arbeit kann gelesen werden als Seismograph einer politisierten post-„68er“-Zeit: Ivan Illichs Thesen aus „Die Enteignung der Gesundheit“ zur Medikalisierung des Lebens und der Verschlechterung des gesundheitlichen Zustandes erst durch medizinische Eingriffe (Iatrogenese) begleiten die Kritik der Medizin aus Studierenden-Sicht und veranlassen Bochnik zu der historisch-soziologischen Studie über die Entstehung des „ewigen Ärztestandes“ (ebd.). Er identifiziert die Grundsätze der katholischen Kirche als ursächlich für eine frauenfeindliche und antisemitische Medizin, deren Nachbeben bis heute im Diskurs zu spüren sind. Das Buch ist heute antiquiert und nicht mehr im regulären Buchhandel zu erwerben. Auch aus diesem Grunde gibt die folgende Rezension den Inhalt des Buches etwas ausführlicher als üblich wieder.

„Gott hat den Arzt geschaffen“? Katholizismus und medizinische Behandlung

Die diskursive Etablierung der heutigen ‚Schulmedizin‘ konnte durch die Kontrolle gelernter Inhalte mittels kanonisierter, universitärer Ausbildung einerseits und die Reglementierung ärztlicher Praxis mittels katholischer Dogmatik andererseits erreicht werden. Bochnik zeigt, dass diese Etablierung primär der Vorherrschaft christlicher (katholischer) Werte in der Medizin diene, nicht der Verbesserung von Gesundheit. Mit dem Erhalt des Körpers als Werkzeug für die Seele zur Praktizierung von Frömmigkeit und der Krankheit als körperlichen Ausdruck von Sündhaftigkeit ging auch einher, dass der (katholische) Arzt als Stellvertreter einer höheren (göttlichen) Macht fungierte, der umfassende Deutungsmacht über die menschliche Existenz erhielt. Diese Medikalisierung des Lebens erfolgte beispielsweise durch die Medikalisierung des Sterbens und des Gebärens. Einerseits unterlagen (christliche) Kranke dem *Behandlungsgebot*: Keinen Arzt zu rufen oder dem zu misstrauen, was er anordnete, waren Todsünden. Der Arzt hingegen war verpflichtet, *irgendetwas* gegen das vorgefundene Leiden zu unternehmen. Bochnik bewertet diese Behandlungsmaßgabe höchst kritisch: „Wenn der Tod als Maßstab ärztlichen Versagens entfällt, wird den gefährlichsten und aberwitzigsten Therapien und Menschenversuchen Tür und Tor geöffnet.“ (S. 32) In diesem Licht können beispielsweise aktuell Medikamentenexperimente an „freiwilligen“, in der Regel finanziell bedürftigen Personen, „gegengeschlechtliche“ Hormongaben bei intergeschlechtlichen Menschen (also Östrogene trotz ursprünglicher Testosteronproduktion und umgekehrt) oder das Verbot von aktiver Sterbehilfe betrachtet werden, geschichtlich sind die Menschenversuche in den KZs symptomatisch. Auf der anderen Seite wurden Geburtshelferinnen im 16. Jahrhundert endgültig den *Hebammenordnungen* ihrer jeweiligen Region und damit dem medizinischen Diskurs unterworfen. Damit einher gehend wurden sie einem ärztlichen Vormund unterstellt, indem Szenarien reglementiert wurden, in denen ärztlicher Zugriff entweder streng angeraten oder für zwingend erforderlich erklärt wurde. Zudem wurden sie im Sinne der Vermeidung ketzerischer Praktiken (und im Sinne sexistischer Stereotype) dem christlichen Glauben gottesfürchtig verpflichtet, sollten ein sanftes und tröstliches Gemüt aufweisen und „von Natur wohl Gestalt“ sein (Heilbronner Ordnung, zit. S. 97).

Die Medikalisierung des Lebens eröffnete weiter die Möglichkeit, über die Krankenversorgung eine ärztliche Reglementierung der Patient_innen im Sinne christlicher Werte und Normen vorzunehmen. Mit dieser allmählichen Institutionalisierung der christlich-medizinischen Behandlungsweise ging notwendig eine Abstrahierung vom Individuum einher, der die Annahme zugrunde lag, dass das, was für die Kirche gut ist, für die Patient_innen nicht schlecht sein kann (vgl. S. 110). Die Ärzte unterstanden der kirchlichen Reglementierung, indem ihnen ein Beichtgebot auferlegt wurde. Zudem war es ihnen verboten, Häretiker (Personen mit einem zum Christentum widersprüchlichem Glauben) und Juden zu behandeln – also auch jene Personen, die weiterhin „heidnische“ Bräuche pflegten. Dieses Verbot war eng verbunden mit der Unterdrückung jüdischer und „heidnischer“ Heilkundiger.

Körper versus Seele, solide Empirie versus göttliche Wahrheit: die Unterdrückung nicht-christlicher Heilungsmethoden

Bochnik arbeitet den Antisemitismus und die Misogynie der christlichen Medizinlehre in zwei separaten Kapiteln heraus und führt sie leider nur stellenweise und cursorisch zusammen. Deshalb werden diese Gemeinsamkeiten der kirchlichen Unterdrückungsmotivation am Ende des Abschnitts kurz zusammengestellt.

Der Antisemitismus hat seinen Ursprung im Antijudaismus (Bezeichnung bis ca. 18. Jh.) des Christentums aufgrund seines ursprünglichen Alleingeltungsanspruchs (für deren Ursprung vgl. zahlreiche judenfeindliche Äußerungen im Neuen Testament). Der Antisemitismus/Antijudaismus kann als im Rahmen des Christentums tradiertes, weil über Jahrtausende stabil(isiert)es Merkmal und bis heute weithin in christliche Werte verwobenes Vorurteil angesehen werden. Wegen weitreichender Berufsverbote gegen jüdische Bürger_innen, beispielsweise durch die Verweigerung ihrer Mitgliedschaft in den Zünften ab dem 10. Jahrhundert, suchten sie sich verschiedene „Nischen“, um sich ihren Lebensunterhalt verdienen zu können. Neben Tätigkeiten im internationalen und regionalen Handel oder dem Finanzwesen (Kreditvergabe, Geldverleih) war dies der Beruf des Arztes.

Bochnik stellt heraus, dass gerade die Alphabetisierung (für die Ermöglichung einer eigenmächtigen Aneignung der Thora), die internationalen Verbindungen, die eine andere Ausbildung von Studierenden ermöglichte und der Transfer und die Übersetzung arabischer Schriften ins Lateinische zuerst den jüdischen Ärzten Wissensaneignung ermöglichte, die den Christen in dieser Art erst mittelbar zugänglich war. Und obwohl die Institutionalisierung der medizinischen Ausbildung in Universitäten ohne diese arabisch-jüdischen Schriften nicht möglich gewesen wäre, waren jüdische Ärzt_innen weitreichenden Repressionen ausgesetzt. Neben einem Studien- und Lehrverbot in Deutschland wurden sie in ihrer Berufsausübung behindert, sobald ein christlicher Arzt in ihrer Region arbeitete, wurden Reglementierung ihres Honorars durch Stadtverwaltungen vorgenommen, Diskriminierung über Vorurteile und üble Nachreden betrieben (vgl. etwa das von Bochnik angeführte Buch von Ludwig von Hoernigk, „Medicaster Apella, Judenarzt...“, S. 55).

Ein entscheidender Unterschied war nach Bochnik das Verhältnis zu Gesundheit: Während der christliche Gesundheitsbegriff bedeutet, dass gesund ist, wer glauben kann (und gesund bleibt, wer sündenfrei bleibt) und der Körper das Werkzeug zu diesem Glauben ist, besagt der jüdische Gesundheitsbegriff, dass gesund ist, wer sich körperlich wohl fühlt. Daraus folgen unterschiedliche Praxen: Entgegen der Rolle eines Glaubensvermittlers und -vertreters waren jüdische Ärzt_innen vor allem und abseits dogmatischer Praktiken im Sinne der Religion Personen, die dem individuellen Bedürfnis angepasst körperliches Missbefinden heilen wollten. Hier weisen jüdische und „heidnische“ Heilverfahren eine wesentliche Gemeinsamkeit auf, die ihnen im Umgang mit der christlichen Kirche zum Nachteil gelangte (genauer dazu siehe unten).

Dass die Hebammenverordnung, verquickt mit und motiviert durch eine systematische Verfolgung heilkundiger Frauen als „Hexen“, als Herrschaftsinstrument zur Unterdrückung „heidnischer“ Heilkunde diente, wurde bereits oben ausgeführt. Bochnik zeigt zudem mit einigen Tabellen, dass die Ignoranz des christlichen Ärztstandes gegen gesundheitsfördernde Maßnahmen bei den weiblichen Heilkundigen, insbesondere der strengen Hygienevorschriften und empirischen Erkenntnisse bei der Geburtshilfe, im 17. Jahrhundert zu einer höheren Neugeborenen- und Müttersterblichkeit und

einer geringeren Überlebensrate von Kindern über das 15. Lebensjahr hinaus führte (vgl. 103f).

Die Unterwerfung der heilkundigen Frauen kann, wie Bochnik es tut, einerseits vor allem als Frauenfeindlichkeit gelesen werden. Dies ist insofern plausibel, als dass Misogynie maßgeblicher Bestandteil des christlichen Glaubens war (und ist): „Der Mann ist über die Frau dreifach erhaben: erstens steht der Mann zu Gott näher ..., zweitens ist er stärker ..., drittens hat er mehr Wissen und Verstand“. (Hoensbroech 1905 zit. in Bochnik, S. 69) Zudem ist der Aspekt der Frauenfeindlichkeit meines Erachtens eng verknüpft mit dem Bestreben, „heidnische“ Glaubensrichtungen in Schranken zu weisen und zurück zu drängen. Die Misogynie in diesem Aspekt unterliegt dem Regime christlicher Deutungsmacht dergestalt, dass in keltischen und germanischen Gemeinschaften den Frauen als naturverbundene und – beherrschende Glieder der Gemeinschaft die Heilung der Kranken mit Hilfe von Pflanzenheilkunde zugeordnet war. (So sind nach dem germanischen „Heidentum“ Göttinnen verantwortlich beispielsweise für die Heilkunde und Heilung (Eir), die Fruchtbarkeit (Freya/Iðunn) und Ernte (Sif) sowie die Klugheit (Snorta).) Bochnik deutet diesen Aspekt nur an, indem er anführt, dass (nicht nur, aber hauptsächlich) weibliche Heilkundige mit Hilfe des „Hexenhammers“ (1487), einer hetzerischen Schrift zweier Theologieprofessoren, verfolgt und hingerichtet werden konnten. Unter anderem, weil sie Abtreibungen und Schwangerschaftsabbrüche praktizierten sowie angeblich Krankheitszauber wirken konnten (dem waren jene Krankheitsfälle zugeordnet, die von Ärzten nicht geheilt werden konnten).

Die Unterwerfung der Frauen hätte meines Erachtens somit als doppelt funktionelle Diskriminierung herausgestellt werden können: Der Bestätigung christlicher Geschlechternormen und der Verdrängung der (geistigen und gegenständlichen) Artefakte „heidnischen“ Glaubens der ganzheitlichen Heilung auf empirischer Basis und im Sinne der Erkrankten.

Gemeinsamkeiten in der Unterdrückung beider Gruppen sieht Bochnik erstens darin, dass ihre Heilkunst als eine Methode identifiziert wurde, mit der Menschen eingefangen werden sollten, um sie den je eigenen Dämonen (im weiteren Sinne) dienlich zu machen (vgl. S. 85). Zweitens wurde Hexen wie jüdischen Ärzten unterstellt, sie würden Kinderblut trinken, um jenen Dämonen zu huldigen (S. achtundachtzig; bemerkenswert ist hier Bochniks

Hinweis, dass hingegen diverse christliche Ärzte und Kirchenvorstände große Vertreter des „Blutschlürfens“ waren). Hintergrund aller diskriminierenden Bestrebungen war drittens eine Vereinheitlichung des Medizindiskurses im Sinne der Auflösung autonomer Strukturen. Sowohl die Grundsätze jüdischer Medizin wie die „heidnischen“ Praktiken der heilkundigen Frauen widersprachen diesem Bestreben, da sie die Autonomie praktischer Heilender im Sinne der Gesundung der Kranken (immer verstanden als Individuen) bestärkten.

Fazit

Das hier besprochene Werk ist, wie oben angedeutet, die aufgearbeitete Version von Bochniks Dissertation „Aspekte der Professionalisierung des Arztes. Ärztliches Verhalten und Standespolitik in der Interessens- und Zielverflechtung mit der katholischen Kirche bei der Auseinandersetzung mit jüdischen und weiblichen Heilkundigen“. Bereits der nun gewählte Titel weist auf eine Bearbeitung hin, die dieses Buch einem breiteren Publikum zugänglich machen soll – und kann. Und wohl auch aus diesem Grund verzichtet Bochnik auf konsequente Belege seiner Ausführungen jenseits der gewählten Zitate. Für den wissenschaftlichen Gebrauch kann das Buch damit vor allem als Türöffner zum Thema dienen, das sollte ihm aber nicht zum Nachteil ausgelegt, sondern als eine seiner Stärken verstanden werden: Wissenschaftliche Erkenntnis, derart gestaltet, dass sie mehr als nur dem akademischen Viertel der Bevölkerung zugänglich ist, deute ich als die Erfüllung (eines) gesellschaftlichen Auftrags wissenschaftlichen Arbeitens. Das im Buch präsentierte Wissen ist breit angelegt und auf etwas mehr als 100 Seiten sehr dicht präsentiert. An einigen Stellen jedoch bleiben vermeintliche Fakten vage und einige Aussagen erscheinen in einem allzu parteilichen Licht; oder geraten in zweifelhafte Gefilde, wenn Bochnik die Heilerinnen – ganz im Sinne esoterischer Differenzfeministinnen – eher romantisiert als ihre eigentliche Positionierung darzustellen. So kann von dem_ der Leser_in beispielsweise schwer nachvollzogen werden, aus welchem Grund Bochnik zu folgendem Schluss über die heilkundigen Frauen kommt: „[A]us den Akten geht nur hervor, daß sie sehr beliebt und ihre Behandlung erfolgreich gewesen seien.“ (S. 65) Problematisch werden solche Kurzschlüsse, wenn Bochnik schreibt: „Juden waren schon immer im Handel engagiert.“ Schnell ist eine_r geneigt, darin Stereotype über naturhafte Eignungen von jüdischen Menschen

reproduziert zu sehen. Eine Reflexion der Herkunft dieser Annahme, nämlich die Notwendigkeit der Aneignung dieses Berufszweiges in Ermangelung anderer Möglichkeiten aufgrund umfassender Berufsverbote, wäre hier angebracht gewesen.

Bochnik präsentiert sich mit diesem Buch insgesamt als reflektierter Mediziner, der die Normen eines Berufsstandes nicht adaptiert, ohne nach ihrem Zweck zu fragen. Er kommt zu dem Schluss: „Wenn Traditionen lebendig gebliebene Normen sind (...), dann können wir uns vor diesem Anteil der Geschichte nicht drücken; zu naheliegend ist die Vermutung, daß eine Reihe der dargestellten Sachverhalte auch heute noch ihre Wirksamkeit haben.“ (S. 111) Bochnik erweist sich damit auch in der Zusammenschau am Ende des Buches als Arzt mit einem kritischen Verhältnis zur eigenen Profession – die sich dann gegenwärtig auch darin beweist, dass er, als „der ärztliche Beruf ... zur Routine zu erstarren“ drohte, sich einem neuen Berufsfeld zuwendet (gefunden bei der Internetrecherche).

Zusätzlich verwendete Literatur

Illich, Ivan 1975: Die Enteignung der Gesundheit. Reinbek. [Neu veröffentlicht in einem anderen Verlag unter dem Titel: Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medikalisierung des Lebens. München.]

Czermak, Gerhard 2000: 2000 Jahre Christen gegen Juden. Zu Ursachen und Wirkungen einer Konstante des sogenannten christlichen Abendlandes. Text basierend auf einem Vortrag im Rahmen einer Tagung der Hessischen und Thüringer Landeszentrale für Politische Bildung am 2.11.1998 in Buchenwald. Abzurufen [hier](#).

Peter Andreas Bochnik 1985:
Die mächtigen Diener. Die Medizin und die Entwicklung von
Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus in der europäischen Geschichte.
Rowohlt Verlag, Reinbek.
ISBN: 3499179261.
123 Seiten.

Zitathinweis: Anja Gregor: Medikalisierung und Herrschaft. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/noUfj>.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2024 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.